ERZIEHER-AKADEMIE
DER
ADOLF-HITLER-SCHULEN

Jungewelt

3
Copy

BERLIN · JULI 1942 · JAHRGANG 4 · HEFT 7
DIE REICHSZEITSCHRIFT DER HITLER-JUGEND

30 Pf.

Zum kommenden
Ernteeinsatz
der Hitler-Jugend

Hinter
dir, Bauer,
die Jugend

Segel auf!

ZUR FAHRT HINEIN IN DEN SOMMER!

In keinem Hinterhof und in keiner steinernen Straße ist der Sommer mit dem Geheimnis seines Blühens zu sehen. So sind die Jungmädel am liebsten auf den Wiesen, über denen der Zauber der schönsten Jahreszeit liegt

Die Seen und Flüsse werden durchrauscht von Kuttern und Segelbooten der Marine-HJ. Die Segel werden aufgezogen zur Fahrt in den Sommer

Der Sommer bietet wie kaum eine andere Jahreszeit der Jugend die Voraussetzung für ein Leben, das sie ganz in ihrem Sinne, im Sinne ihrer idealen Ansichten führen kann. Wenn auch in diesem Jahre nicht die weißen Zelte so wie früher an den Seen und Flüssen aufgestellt sind, so bleibt doch der Himmel das Zelt der Jugend. Und ob nun der Sommer verbracht wird beim fröhlichen Spiel, oder wie in diesem Jahr bei harter begeisterter Arbeit auf dem Lande, so bleibt doch das Erlebnis mit dem Sommer. Wie in jedem Jahr bilden auch jetzt wieder die blühenden Büsche, Blumen und Gräser, Wälder und Felsen den Hintergrund des Bildes, das unsere glückliche Jugend zeigt. Der Sommer bringt die Gelegenheit der Erprobung aller wachen Sinne, das Ausspielen aller Kräfte, aller Begabungen und mancher Sehnsucht. Die Jugend, wie wir sie in ihrer Idealform uns vorstellen, kann nur in der frischen Luft gedeihen, bei Sport, Spiel, bei Fahrten, Lagern und harten Arbeiten, wie sie uns der Sommer bringen wird.

Die Jungen aber drängt es nach den Tätigkeiten und Abenteuern, die ihnen im Blute liegen. Und zu den schönsten Erlebnissen gehört das Segelfliegen, wenn man auf selbstgebauten Flugzeugen lautlos über Kuppen, Höhen und Wälder hinwegfliegt

Melodie des Lebens

Von Roland Schwarz

Mit einem Male hatte die Welt ein anderes Gesicht bekommen, mit dem Schlage einer Explosion, mit einer kurzen, schrecklichen Verwunderung, aus der heraus der Tag sich plötzlich veränderte. Zwar war der Himmel noch so blau wie vorher, der Fluß wallte trägdunkel dahin, und über ihn hinweg paddelten sie weiter mit Schlauchbooten, und Lärm erschallte und Schüsse fielen, aber der junge Gefreite sah darin plötzlich anderes als Schönheit, Bewegung, Schwung und Eifer. Er fiel rücklings auf die Erde, so als stürze der Himmel über ihn, durch den hinweg eine flüchtige bräunliche Wolke zog. Er wußte im selben Moment, daß er verwundet war. Neben ihm sagte einer mit blassem, aber lachendem Gesicht: „Sieh, da hat mir ein Splitter die Jacke aufgerissen." Aber da der Gefreite nicht antwortete, so als vermöchte er sich selbst nicht aus seiner Erstarrung zu lösen, wurden auch die Augen des Nebenmannes plötzlich von Schrecken geweitet. Er stieß hervor: „Du bist ja verwundet!"

Man legte ihn dann auf eine Bahre; er hörte den keuchenden Atem der Träger, die ihn in den Schutz eines bewaldeten Hanges brachten. Als sie ihn aufhoben, wußte er, daß er seinen Fuß verlieren würde.

Plötzlich war es nicht mehr wichtig, daß das Bataillon einen Übergang machte, und das ferne Rufen, Kommandos und die Feuerstöße der MG. waren weit weg, so als söge eine Zone des Schweigens um ihn herum alle Geräusche auf. Der Arzt verband ihm sein Bein. Es tat wohl, die Anweisungen zu hören, die ihm halblaut ins Ohr drangen, lauter aber noch als der Lärm des Gefechtes, so als reiche seine Empfindung gerade aus, nur das Nächstliegende zu begreifen.

Und dann kam der geduckte, keuchende Lauf durch den

Und in der Tür das Leben. Die Mädchen kommen mit Gebäck, mit Blumensträußen und vor allem mit guter Laune

Arm in Arm mit den heiteren Besucherinnen hören sich die verwundeten Soldaten die Musik der Mädel an

Sieht man ihnen nicht die Freude an, vor den Verwundeten spielen zu dürfen?

Wald. Er hörte die heulenden Bahnen der Geschosse über sich, starrte aber fast mit Neugier und so, als vermöchte er es nicht zu begreifen, in die Gesichter der Kameraden, die ihn trugen, als wisse er, daß ihm nichts mehr passieren könne. Später hatte er selbst darüber gelacht. Aber auf diesem Wege durch den Wald, von den einzelnen Stationen, die durch den Aufbruch der vorwärts rollenden Front bis nach rückwärts in das Lazarett führte, nahm eine Empfindung, eine schreckliche Gewißheit immer mehr von ihm Besitz: daß er seinen Fuß verlieren würde. Diese Gewißheit tötete jede andere Regung, als dränge nichts weiter zu seinem Herzen als die eine unablässige Empfindung, daß er nun ein ganz anderes Leben führen würde. Im ersten Tag schon lag ihm die Schwere seines ganzen zukünftigen Lebens im Verstand.

Es gibt viele Arten, Verwundungen zu ertragen. Aber wo einer sich heldenhaft benimmt, kann es ein Ausfluß seines starken Charakters sein oder eine Eigenschaft, die er in besonderen Maße in sich hat, und niemand wäre berechtigt, die Gedanken zu verurteilen, die dieser junge Gefreite in sich erwog und die in steter Ausweglosigkeit in Verzweiflung mündeten. Er gehörte zu denjenigen, die kein leichtes Wort finden, die sich nicht selbst die Brücke schlagen zu neuen Unternehmungen, zu neuen Plänen, zu neuen Ausblicken. Er verfiel von Stund an in Schweigen, als sei dies das einzig Mögliche, nichts zu sagen, düster zu sein und sich abzukehren.

Der junge Gefreite kam nach Deutschland. Schon im Lazarettzug, der ihn der Heimat näher brachte, begriff er nicht, wie bei vielen anderen die Freude, die Heimat wiederzusehen, den Schmerz um Verwundung und Kümmernis überwiegen konnte. Es war, als sei im Schlage der Granatexplosion nicht nur sein Fuß getroffen, sondern sein Herz, daß es unbeweglich liege, erstarrt in der Bedrückung, die den jungen Soldaten befallen hatte.

Er sah, was die Liebe der Heimat an Tätigkeiten aufbot, er hörte die Schwestern, die im Zuge entlang liefen und mit Sorge um jeden Einzelnen beschäftigt waren, er hätte nur einen Wunsch äußern können, er wäre erfüllt worden. Aber nicht einmal die Kraft zum Wünschen spürte er in sich.

Man merkte, wie es um ihn stand. Niemand kann taktvoller sein als die Kameraden, die zwar dies und das reden, oft rauh und unbekümmert sind, aber bei denen sich die Rauheit mit zartester Anteilnahme verbindet. Auch wollte er selbst nicht, daß man ihm den Vorwurf mangelnder Männlichkeit machen konnte. Das war es ja nicht! Mancher seiner Kameraden war schlimmer dran als er. Es war eben nur das Unvermögen des Herzens, sich zurückzufinden in die Umgänglichkeit, Herzlichkeit und Natürlichkeit des alltäglichen Lebens. Irgendeine Schranke war um ihn gerichtet, die er selbst nicht zu über-

(Fortsetzung Seite 22)

Gefecht der Anmut

Die beiden Kameraden sitzen in einer Kampfpause nebeneinander und teilen sich ihre Ratschläge mit

Das Fechten, der Zweikampf mit der blanken Waffe, das Mann-gegen-Mann, ist eine uralte Mannessache. Aber das in Regeln gefaßte Fechten, das blitzschnelle Parieren, das Auge in Auge, das Schnellen der Klingen, das Hin-und-Her, das Gleichgewichtbewahren, das stürmische Vordringen, das nachgiebige Zurückweichen, in dem so viel Anmut, Geschmeidigkeit und Tänzerisches liegen, macht, daß die Jungen und Mädel von Natur aus eine Vorliebe dafür mitbringen. Im BDM.-Werk „Glaube und Schönheit" ist der Wunsch und die Neigung, die viele dem Fechten entgegengebracht haben, verwirklicht worden.

Was bisher nur eine Möglichkeit für wenige war, ein exklusiver Sport, ist nun für eine viel größere Anzahl von Jungen und Mädchen möglich geworden. In immer stärker werdendem Maße werden diese Möglichkeiten ausgebaut, daß, wer es wünscht, sich dem Fechten hingeben kann. Das Fechten ist eine Lebensanschauung, ist oft gesagt worden, weil es zu Mut und Härte erziehe, zur Selbsteinschätzung und zum Selbstvertrauen. So wie das Boxen der gesunde, natürliche Sport der Jungen ist, so ist das Fechten für die Mädchen, der Zweikampf, die Beherrschung des Körpers und der Waffe, eine natürliche Sportart.

Ein Bild der Anmut bietet die Fechterin, die im blitzschnellen Parieren mit Hieb und Gegenhieb über die Gegnerin zu triumphieren versucht

Angst vor der Schule?

VON DER PROBLEMLOSIGKEIT EINES „PROBLEMS"

Die Schule bietet, wie auch die Hitler-Jugend und jede Form der Gemeinschaft, die an den Einzelnen Anforderungen stellt, eine Möglichkeit, sich einzusetzen, sich auszuzeichnen und sich zu bewähren.

So ist die Schule kein Zustand, den man als von Gott gewollt hinnehmen muß, sondern eine ununterbrochene Arbeit, die den Einsatz aller Kräfte verlangt. Und so, wie die Jugend jede Aufforderung zum selbständigen Kräfteeinsatz ihrer Natur nach freudig begrüßt, so sollte auch die Schule die große spannende Periode im Leben der Jugend sein.

Aber wie Gewohnheit und Alltäglichkeit vielen Dingen den Reiz nehmen, so erschien manchem auch die Schule in ihrem stets gleichen Wesen, in ihrer genauen Einteilung von Zeit und Arbeit und ihrem ganzen beständigen, zähen Wesen wie eine jahrelange Langweiligkeit, hinter der die große Spannung, der große Reiz, das Abenteuer, unsichtbar sind.

Nicht die Dinge behalten im Gedächtnis der Jugend den ersten Platz, die wahrhaft einmalig gewesen sind — und ist nicht jedes Hineinwachsen in ein Größeres, jede Ausbildung, jede Unterrichtung, die den Lebenskreis erweitert, einmalig? —, sondern die Dinge, die spaßhaft waren, aus menschlichen Schwächen entstanden, aus der Vorliebe der Jugend für Witz und Heiterkeit, für Streiche und Pläne, die im seligen Schulzeitalter ausgeführt wurden. Obwohl dies alles auch bis zum siebzigsten Lebensjahr seine Farbe und seinen Reiz behält, vergißt sich sehr schnell, was das eigentlich Wertvolle der Schule war, so als ob dies unsichtbar geschähe.

Der Leistungsanspruch der Schule

Aber bei der Vorliebe der Jugend nach Klarstellung der Begriffe, bei ihrer genauen Werteinschätzung, die sie heute den Dingen, die sie berühren, zumißt (welche Ansicht sie dann leidenschaftlich zu vertreten gewillt ist), muß eins ganz klar gesagt werden: Die Schule stellt auf ihrem Gebiete einen klaren Leistungsanspruch, und um diesen Leistungsanspruch kommt die Jugend nicht herum. Es gilt, nicht nur hundert Meter in dreizehn oder vierzehn Sekunden zu laufen, es gilt nicht nur, dreihundert Meter im Wasser kraulen zu können, es gilt nicht nur der Mut, der beim Geländespiel oder beim Boxen aufzubringen ist, es gilt auch der Mut, sich vor den stetigen, immerwährenden Aufgaben, die die Schule stellt, zu bewähren.

Das gefährliche Märchen vom Musterknaben

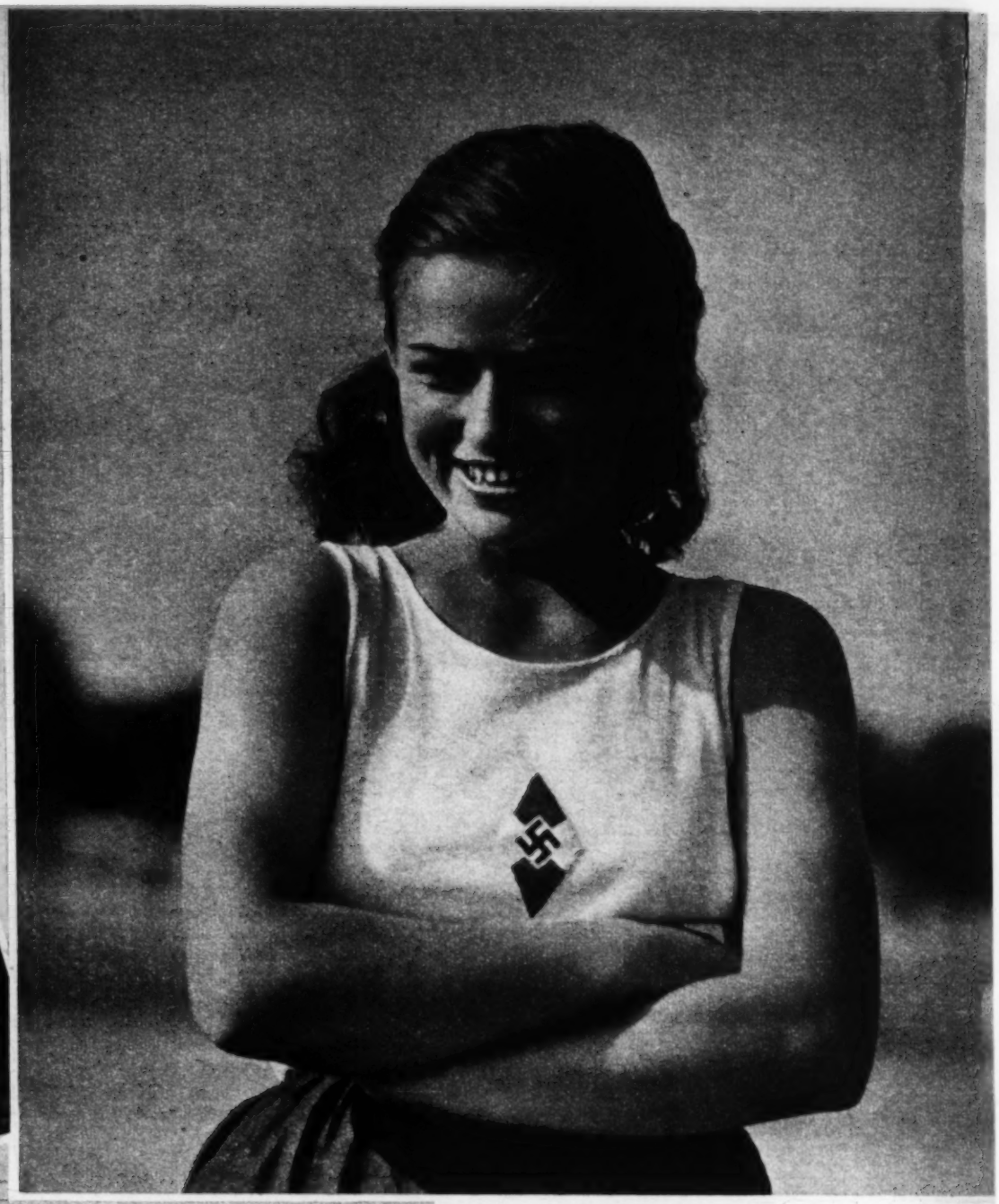
Die Hitler-Jugend will einen allseitig ausgebildeten, natürlichen und gesunden Typ. Der Junge, der sich auf dem Sportfelde bewährt und der als Führer vor der Front steht oder einen Heimabend zu leiten hat, wird nach diesen Idealen auch ein guter Schüler sein. Es wird immer vorkommen, daß sich die Begabungen verteilen, und wenn einer Mathematik nicht beherrscht oder die unregelmäßigen Verben im Französischen nicht behalten kann, so braucht er deswegen kein schlechter Hitler-Jugend-Führer zu sein. Aber gemeinhin soll mit der Vorstellung gebrochen werden, die im Musterschüler etwas Verächtliches und im Lausejungen, der in seiner Bank sitzend Streich um Streich zur Belustigung der Klasse ausheckt, etwas Bewundernswertes findet. Die extremen Fälle sind immer die einprägsamsten, aber sie sind nicht die gewöhnlichsten. Es gibt sicherlich blutleere Musterschüler, und es gibt sicherlich Jungen, deren Schulstreiche Zeugnis ablegen von ihrer gesunden Unternehmungslust, die nur ein wenig über die Stränge schlägt. Aber im großen und ganzen gesehen gehört die Gestalt des verächtlichen Musterschülers zu einem gefährlichen Märchen.

Der Hitlerjunge lebt nicht nur für die Gegenwart, er lebt für die Zukunft. Was er in Heimabenden, auf den Sportplätzen und in den Lagern tut, zielt auf die Heranbildung jener Kräfte, die ihm die Bewältigung der Aufgaben leichter machen sollen, die in der Zukunft auf ihn warten. Wie sollte er die Schule anders ansehen als einen Ort, wo die geistigen Waffen geschmiedet werden, mit denen er später das Leben zu meistern hat! Wie kann er ein Ideal sehen im unaufmerksamen Schüler, der zwar durch die Geschicklichkeit, sich über die Stunden hinwegzubringen, Heiterkeit erregt, dessen Ruhm aber verblassen wird, wenn von ihm später das verlangt wird, was er damals hätte lernen sollen. Manch einer, der in sein dreißigstes Jahr rückt, denkt an die Schule ganz anders zurück als er sie verließ, und manch einer hat sich später Vorwürfe gemacht, wenn er sich mit verlegenem Lächeln über eine Lücke seiner Bildung mit dem armseligen Witz hinweghalf: „Damals habe ich gerade in der Schule gefehlt."

Der Musterschüler also müßte auch Hitler-Jugend-Führer sein, weil er sowohl in der Klasse wie auch in der Hitler-Jugend einer der Ersten sein will.

H. R.

WAS UNS lachen LÄSST



Soll man groß etwas sagen zu den Bildern, die wir da vorliegen haben? Da veranstaltet man in England Kindertees, Kindergesellschaften, Preistänze mit Nummern auf dem Rücken. Nun ja — es soll uns wohl beeindrucken, daß da die kleinen Pärchen, angetan in Samt und Seide, aufmarschieren, daß sie gleich kleinen Erwachsenen die Gebräuche der Großen nachahmen. Man könnte natürlich fragen, was in einem Kinde Kind bleibt, wenn man sie in so dressierter Weise ihre Welt nach den Maßstäben der Erwachsenen aufbauen läßt, man könnte sich entrüsten und sagen: Welch eine Vergewaltigung der jugendlichen Seele, welch verbrauchte Luft, welche Altertümlichkeit, welche Unnatürlichkeit, ach, diese Reihe ließe sich fortsetzen — aber wir brüsten uns nicht. Wir meinen, daß in solchen Beispielen sich mehr zeigt als die Verrücktheit einiger englischer Familien, denn haben sie uns nicht die Visitenkarten ihrer Weltanschauung auf den Tisch gelegt? Was sollen wir also anderes tun als zu lachen, und in dem Lachen liegen wohl Mitleid, Rührung, Verachtung und — der Stolz auf uns selbst.

Die helfenden Mütter DER HEIMAT

Im Kinderlandverschickungslager helfen die Mädchen vom Gesundheitsdienst beim Frühstücken, und ab und zu ist es auch nötig

Die Mädel werden mit den einfachen Lebensvorgängen an Hand von Modellen bekanntgemacht

Im Herzen eines jeden Mädels liegen die mütterlichen Keime, deren Entfaltung und deren Wirken man auf die rührendste Weise beobachten kann. Nicht, daß ein Mädel erst an ihren eigenen Kindern zur Mutter wird, sie hat schon früher den unbesiegbaren Pflegeinstinkt in sich, das Bedürfnis zu trösten, zu beschützen, zu beruhigen und zu umsorgen. In der Hitler-Jugend und bei den vielfältigen Gelegenheiten, die der Krieg mit sich bringt und die in gerader Linie von der BDM.-Hilfe in den Familien über die Kinderlandverschickungslager bis zu den Arbeitsplätzen in den Lazaretten führt, haben die jungen Mädchen unserer Zeit eine ausgedehnte Möglichkeit, nach diesem natürlichen, mütterlichen Empfinden zu handeln.

Ein genauer und vorbildlich eingerichteter Gesundheitsdienst in der Hitler-Jugend macht die Mädel mit allen Fragen nicht nur der einfachen Lebensvorgänge, sondern auch der praktischen Pflegearbeit bekannt. Wie ein Verband anzulegen ist, und welche Mittel am besten bei den häufiger auftretenden leichten Erkrankungen helfen, sind ihnen allen bekannt.

Es bewegt, zu sehen, wie die Mädchen beispielsweise in der Kinderlandverschickung die Pflege und die Sorge für die Gesundheit übernehmen. Mit ihrem ganzen Einfühlungsvermögen handhaben sie ihre Tätigkeit, die in der Hauptsache darin besteht, die Gesundheit der ihnen anvertrauten Kinder zu sichern. Aber darüber hinaus treibt sie ihre Hilfsbereitschaft zu einer liebevollen Umsorgung der Kinder. Es gibt so viel Gelächter bei den morgendlichen Waschungen und so viel Geduld, wenn irgend jemand seine Milch nicht trinken will. Die Gesundheitsdienstmädel der Hitler-Jugend wissen selbst, daß nicht alles Heil in den Tabletten liegt, sondern daß man mit ganzem Herzen bei der Aufgabe sein muß, die ihnen die Verantwortung für die Kinder aufgibt.

Am schönsten und dem Empfinden der Mädchen am nächsten kommt der Einsatz beim Roten Kreuz und in den Lazaretten. Hier haben die Mädchen des BDM. ihre schönste Aufgabe gefunden, und sie werden in Wahrheit zu den „helfenden Müttern der Heimat". Nicht, daß sie aus ihrer Arbeit einen Beruf gemacht hätten, sondern aus allem leuchtet die Freiwilligkeit hervor, und diese Freiwilligkeit ist geschmückt mit all den Anmutigkeiten, zu denen die Jugend fähig ist.

So tragen diese Mädchen einen zwar im Hintergrund bleibenden, aber doch wichtigen Anteil jener großen Aufgabe, deren Erfüllung die Gegenwart von uns fordert.

W. S.

Die Mädels springen auch in Krankenhäusern für Schwestern ein, übernehmen die Pflegearbeit und haben sich im Laufe ihrer Tätigkeit einen recht guten Ruf geschaffen

Glaube gegen Zweifel

„Na", sagte der Bauer aus dem Rottal in Niederbayern, als er seinen Landdienstjungen besah, „was wird so ein Kerl schon können!" Er hängte sich seine Pfeife in das verkniffene Gesicht und hielt es nicht für ratsam, mit einem Lachen schnelle Freundschaft zu begründen. Er hatte seine feste Arbeit und seine festen Vorstellungen vom bäuerlichen Leben, und von seiner Ansicht rückte er nicht einen Millimeter ab, wenngleich ein Sturmwind neuartiger Einrichtungen ihn davon zu vertreiben suchte. Einen Mann allerdings könnte er auf dem Hof gebrauchen! Einen Mann, wie gesagt. Arbeit gab es genug. — Der junge Kerl, der auf den Hof gekommen war, ließ sich nicht beirren durch ein paar steile Stirnfalten. Er war aufs Land gekommen. Nun ja, so wollte er arbeiten. Er hielt es nicht für notwendig, sich selbst gegenüber sein Selbstvertrauen zu betonen. Er stellte sich nur hin und tat, was man von ihm verlangte. Was hätte er beteuern sollen, wie gut ihm dieses oder jenes gefalle, daß er sich schnell einarbeiten wolle und dergleichen mehr? Er pfiff durch alle Ställe, war hier und dort, und fragte weniger, als er beim bloßen Zugucken lernte. —

Und wenn man den gesamten Landeinsatz der Hitler-Jugend kritisch betrachtet, wenn man ihn auf der Waage Arbeitskraft und Arbeitswert abwiegen würde, so müßte man sich eine neue Rechnungsart angewöhnen. Denn was an der Vollgültigkeit der Arbeitskraft fehlt, könnte man als aufgewogen betrachten durch den erhöhten Anteil der Arbeitslust und der Stimmung, die von der Stadt zum Land und umgekehrt vom Land in die Jugend zurückstrahlt.

So wird der Landeinsatz ein doppelter Gewinn sein. Er dient nicht nur dem sachlichen Zweck und der Sicherung der Ernährung, sondern ist ein entscheidender Schritt der wechselseitigen Durchdringung von Stadt und Land.

Der Sommer des Jahres 1942 wird in einem bisher noch nicht erlebten Ausmaße die Teilnahme der Hitler-Jugend an den Landarbeiten sehen

Werner Degenhardt:

Der schwierige Fall

Überall, wo sich in Vereinigungen und Gemeinschaften Menschen zusammenfinden, und besonders dort, wo Erziehungsansprüche gestellt werden, finden sich naturgemäß auch Außenseiter, sogenannte „schwierige Fälle". Am häufigsten natürlich in der Jugend, da dort die Einsichten und Charaktere noch unentwickelt, die Zügel der Beherrschung nicht angelegt sind und die allem Gewohnten entgegenlaufenden Schwächen und Neigungen einzelner offener zutage treten. Viele Hitler-Jugend-Führer werden die Bekanntschaft mit solchen „schwierigen Fällen" gemacht haben, und es ergab sich für sie die Aufgabe, mit ihnen fertig zu werden, sie in die Gemeinschaft einzuordnen und ihnen auf dem Wege einer gesunden Entwicklung voranzuhelfen.

Hat der Außenseiter auch sein Gutes?

Aber bei der Behandlung all dieser Fragen ist manches bemerkenswert, und die Praxis weicht oft von Schulbeispielen beträchtlich ab. Denn daß ein junger Mensch ein Außenseiter ist, könnte oft auch nur besagen, daß er in aller Stille und im Alleinsein mit sich selbst Gutes in sich entwickelt und die Natur eine Art Schutzhülle um ihn gelegt hat, daß nichts anderes an ihn herankomme. Und wenn wir die Frage des Außenseiters noch konkreter ziehen wollen, so stellen wir fest, daß es nicht einfach ist die Grenze zu zeigen, wo der Schaden anfängt und der Nutzen aufhört. Denn kein Mensch gleicht dem anderen, und erst das Zusammensein mit vielen ergibt ein buntes, bewegtes Bild, so wie viele Töne erst den vollen Klang machen.
Wo aber ein ausgesprochenes Mißverhältnis in den Begabungen, Ansichten und Eigenschaften des einzelnen liegt, wenn die Seite seiner deutlichen Gemeinschaftsfeindlichkeit überwiegt, so ist zu bedenken, daß der Anstoß, die helfende Hand und die Hinführung auf einen rechten Weg von außen kommen müssen. Die Selbstbeobachtung des Jungen unterliegt vielen Fehlern, und was die Gemeinschaft von ihm abstößt, ist ihm oft selber kaum bewußt.

Die „Von-selbst-Erziehung"

Wo also die Entwicklung eines Jungen einen wirklichen Bruch hat und er über den Knoten in seinem Lebenswege nicht von selbst hinwegkommen kann, greift die Jugend ein. Dabei ist es nicht so sehr die „Gewalterziehung", die eine Lösung im befriedigenden Sinne bringen wird, sondern das Wirken des Beispieles der Jugend selbst. Und wie auch der rauheste Stein, der inmitten stürzender Wasserwogen liegt, allmählich sich abschleift, so wird auch der Außenseiter sich in der Gemeinschaft zur Natürlichkeit und Gesundheit hin verändern.

Bodo war ein Dichter

Ich habe einmal unter der Überschrift „Bodo war ein Dichter" eine Geschichte gelesen, die mich nachdenklich stimmte. Da war im Zeltlager ein Junge, der sich nicht mit dem gleichen Eifer an den Spielen der anderen beteiligte; sondern sich zurückzog, einsam durch die Wälder strolchte und das Geheimnis seiner Überlegungen in Versen zu Papier brachte. Der Hitler-Jugend-Führer nahm eines Tages den Stapel beschriebenen Papiers an sich, fand die Verse schauerlich schlecht und gab bewußt den „Dichter" dem Gelächter preis, indem er diese schlechten Verse im Kreise aller vorlas. Nach diesem Bericht hatte sich Bodo von Stund an geändert.
Darin liegt mancherlei Interessantes. Eins vorweg: Welcher Junge macht keine schlechten Verse, wenn er Verse macht? Die Form des Gedichtes ist eine der erhabensten, knappsten und gültigsten Formen, etwas auszusagen. Woher sollte ein Junge die Reife, die Geschicklichkeit und die Beherrschung des Ausdruckes nehmen? So leuchtet aus ihren Versen immer ein Pathos hervor, das bei jedem anderen und älteren verwerflich, bei ihnen aber, weil es echt und tief empfunden ist, gut klingt. Frage: Ist mit dieser „Gewalterziehung" vielleicht nicht etwas unterdrückt worden, was sich später, nachdem es die vorhandene Zone der Unreife und Ungegorenheit durchschritten hat, sich zu Günstigem hätte entwickeln können?
Man sollte dem Außenseiter dann mit den wirksamsten Mitteln entgegentreten, wenn er gegen einige Grunderfordernisse verstößt, zu denen vor allem Disziplin und Kameradschaftlichkeit gehören. Sie sind das notwendigste Rüstzeug, um das Bestehen der Gemeinschaft zu gewährleisten.

Nichts für den Psychiater!

Die „schwierigen Fälle", mit denen die Hitler-Jugend, wenn auch selten, zu tun hat, sind nichts für den Psychiater, denn die Jugend verfügt selbst über eine unbesiegbare Anziehungskraft und bewahrt am ehesten vor einer gefährlichen Weiterentwicklung.
So sollten die Eltern daraus einen beruhigenden Schluß ziehen: Sie brauchen keine Furcht zu haben, daß ihr Sorgenjunge dies oder jenes nicht vertrage. Es geht dann doch, und ohne Mühe regelt sich von selbst, was lange Jahre vielleicht für die Eltern ein Gegenstand der Sorge war.

Von der Fröhlichkeit der kleinen Mädchen

Die warmen Wasser locken zum Baden. Die Freude an der Bewegung läßt sie laufen, schwimmen und Rollschuh fahren

In England *gehört es zu den notwendigsten Künsten, im Reden und im Überreden und Überzeugen Außergewöhnliches zu leisten. Schon die jungen Schüler werden darauf dressiert, große Reden zu halten, die gestenreich und mit dialektischer Gerissenheit von irgendeiner Sache überzeugen sollen. So schulen sich die künftigen Politiker schon frühzeitig in jener Kunst, auf die die Engländer so großen Wert legen, auf die Kunst des Schwindelns und des Lügens. Der Weg eines solchen Jungen führt in gerader Linie, wenn nicht zum Unterhaus, so zum Informationsministerium*

Die Jungen auf den Adolf-Hitler-Schulen *haben erkannt, welchen Wert sie einem logisch durchdachten politischen Kampfgespräch beimessen müssen. So üben sie dies in ihrer Weise. Sie gestikulieren nicht, verblüffen nicht durch rethorische Mätzchen, sondern stehen gerade und legen ihre Ansichten in wohlgegliedertem und überzeugendem Aufbau dar. Der Weg eines solchen Jungen führt folgerichtig in die politische Versammlung, wo mitten im Volk die großen Fragen des gemeinsamen Schicksals behandelt werden*

DIE TAGUNG

Ich geriet, beinahe aus Zufall, beim Besuch einer norddeutschen Kleinstadt in ein Sitzungszimmer eines Hotels. Es fand dort eine Tagung statt, man hörte es an dem Gemurmel und sah in der Garderobe die Mäntel aufgehängt. Eine Hitler-Jugend-Führer-Tagung! Der Raum war kahl und schmucklos. Er wurde ausgefüllt durch die in Hufeisenform aufgestellten Tische, die durchweg grün bespannt waren. Aber es lag keinerlei Feierlichkeit über allem, nichts war aufgeboten, was dieser Zusammenkunft einen anderen als arbeitsmäßigen Charakter gegeben hätte. Außerdem waren es nur wenige, die sich an der Spitze des Hufeisens zusammendrängten, und viele Stühle standen unbenutzt und leer im Raum. Nun ja, es fehlten viele, und die wenigen, die hier waren, hatten keine Zeit, aus ihrer Tagung eine Gesellschaft zu machen. Sie hatten blaue Aktendeckel vor sich liegen und auf ihren Zetteln standen die zu besprechenden Punkte dicht untereinander. Es ging um den Sommereinsatz der Hitler-Jugend. Die Jungen und Mädel sollten eingesetzt werden, um die Wälder des Gebietes nach Blaubeeren, Himbeeren usw. abzusuchen. Nun war zu besprechen, wie sich die Blaubeergebiete verteilten. Es mußte überlegt werden, wie der Einsatz am zweckmäßigsten erfolgen sollte. Zelte wurden untereinander ausgetauscht, die Stärke der Lager festgesetzt und all das besprochen, was zur reibungslosen Durchführung notwendig war. Ich saß und hörte zu. Es lag für einen, den es nichts anging, eine große, trockene Nüchternheit in allem, was dort besprochen wurde. Aber es kam wohl ein Augenblick, da mir auffiel, welcher Sinn und welcher Ernst hinter aller Nüchternheit lagen. Der Hitler-Jugend-Führer an der Spitze der Verhandlungstafel hatte das Verwundetenabzeichen auf der Brust. Im Frankreich-Feldzug war er schwer verwundet worden. Ein anderer hatte seine durch und durch vernarbte, zerschossene Hand auf dem blauen Aktendeckel liegen. Und als man aufstand, sah man, daß jener das Bein nachschleifte, der andere statt seiner rechten die linke Hand hinstreckte. Allen aber war der Hauch der Männlichkeit gemeinsam, einer ruhigen Sicherheit, die unverrückbar hinter ihnen stand. Da waren es alles alte Soldaten, die nun durch das Schicksal und die Arbeit an ihre alten Plätze zurückgekommen waren, und die nun mit sachlichen Stimmen über den Einsatz der Jugend redeten, die Frage nach Quartieren überlegten, die Pläne aufstellten, und all das festzulegen und zu ordnen bemüht waren, was die kommende Arbeit im Sommer mit sich bringen würde. Und plötzlich schien mir alle Nüchternheit durchsetzt mit Schönheit und Ernsthaftigkeit.

Eine einfache Tagung nur in einer kleinen norddeutschen Stadt, ein paar Stühle in einem Sitzungszimmer, für ein paar Augenblicke flüchtig besetzt, bis sich die Tagungsteilnehmer trennten, in die Züge stiegen und nach verschiedenen Richtungen davonfuhren.

H. R.

Der Sommer sieht die deutschen Truppen wieder im Angriff

Die Gesichter verkleben sich wieder mit Staub. Die Fahrzeuge sind in eine einzige Wolke gehüllt, die Gesichter der Männer haben wieder den Ausdruck des stets wachsamen Jägers angenommen, der unerbittlich auf der Spur des Wildes bleibt

Die Stunde die man nicht gerufen hat

Von Reinhard Vreede

Am zweiten Weihnachtstage kam er zu uns, unser jüngster Kamerad. Er hieß Willi. Er hätte aber auch anders heißen können, das, was geschah, konnte auch jedem anderen geschehen sein.

Ein wenig armselig und verfroren kam er durch die wüste Schneegegend, den schweren Übermantel sorgsam zugeknöpft, den Kragen hochgeschlagen und mit Filzstiefeln durch den Schnee watend.

Wir hatten ihn gestern schon erwartet, denn der ganze Zug wollte geschlossen das Weihnachtsfest feiern. Aber er war nicht gekommen. Ab und zu fragte einer mal: „Wann kommt denn eigentlich Willi?", denn es war recht gemütlich gewesen... Wir hatten einen kleinen dürren Tannenbaum auf einen Kistendeckel genagelt und tranken den Schnaps aus Kochgeschirren. In der Luft hing der Duft von Kerzenrauch und Bratäpfeln. Willi aber kam, wie gesagt, einen Tag zu spät. Er schimpfte und sagte, daß er auf der Landstraße eine Panne gehabt hätte. Daß es sehr kalt gewesen sei und daß sein Weihnachtstag in der Kälte erstarrt sei.

Nun aber war die Feier vorbei und die Kameraden längst wieder unterwegs. Im Zimmer lagen nur noch Reste von Papier und leere Flaschen. „Schade", sagte Willi, der in seiner erdbraunen, verschossenen Jacke, an der das EK.-Bändchen das einzige Bunte war, sich an den Tisch gesetzt hatte. Der war mit einer Sackleinwand bedeckt. Es mochte sein, Willi sah darin die Flecke vom verschütteten Rum, es mochte sein, daß in den Ecken noch der Dunst der gestrigen Feier lag, nun, er war gewillt, sich nichts daraus zu machen. Wir sprachen dies und jenes, und vor den kleinen blinden Scheiben senkte sich der karge russische Tag seinem Ende zu. Im Zwielicht seines Scheines waren wir schweigsam geworden und wohl auch noch müde von der gestrigen Feier. Mundfaul waren wir und bedachten nicht, daß Willi sein Fest haben wollte und die Enttäuschung, tiefer als er es selbst wußte, in ihm saß. So geriet ihm unter den eigenen Worten die große Unzufriedenheit allmählich an die Oberfläche. Aber war es nur das? Er war gekommen, ein Fest zu feiern, und nun war es nichts damit. Je dunkler es im Zimmer wurde, um so unruhiger wurde er selbst, als befände er sich in einer ungewöhnlichen Stimmung, so als

triebe ihn die Enttäuschung, aus sich selbst herauszugehen. Nun, er würde auch mit sich selbst ein Fest feiern.
Eine Flasche fand sich noch an. Er trank, und er sagte, daß es ihm gut täte, denn die Kälte hocke ihm noch nahe an der Seele. Aber an der Art, wie er sich selbst einschenkte und das Glas faßte, ersah ich seine innere Unrast. Von Minute zu Minute geriet er mehr in eine Laune, in der er sich selbst offenbarte. Er war jung, kaum zwanzig Jahre alt, es war, als müsse er in diesem Augenblick das Alltagsgewand des Soldaten abwerfen, daß hinter jedem Wort und hinter jedem Blick sein junges Herz hervorleuchtete.
Eine Enttäuschung dachte er mit einigen Gläsern Wein hinunterzuspülen, aber das war es wohl nicht. Daß eine Flasche vor ihm stand, war bedeutungslos und nebensächlich, denn es kam ihm eine Stunde, die man nicht gerufen hat, die von selbst kommt, und wo es ihr gefällt, die Stunde nämlich, daß all das Erlebte und tief ins Herz Gesenkte an die Oberfläche kommt und gewogen werden will auf seinen Wert, auf seine Bedeutung und seine Unverlierbarkeit.
So war seine Stimmung durchsetzt von Erinnerungen. Er unterhielt sich nicht mit uns, er redete zu uns. Daß er trank, machte es ihm leichter. Seine Gesten waren weit ausholend, sein Blick nicht unstet, sondern offen, herzlich und warm, aber es lag in ihnen etwas, daß man wußte: er richtet sie nicht auf die praktischen Dinge des Tages, nicht auf die Gegenwart, sondern auf die Tage, die hinter ihm liegen.
Man hätte denken können, er sei betrunken, aber er war es nicht. Er erzählte uns von der Heimat oder von Kameraden oder von den Feldzugserlebnissen. Zunächst waren es die heiteren Dinge, die er blitzend und funkelnd aus dem Schatze seiner Erinnerungen herausholte, selbst lachend und zum Lachen bereit.
Inzwischen hatte jemand eine Kerze entzündet, die einen unwirklichen Schein warf; und Willi, der junge Kerl, erzählte plötzlich wie von selbst, ja ohne von uns Antwort zu erwarten, von den Dingen, die seinem Herzen am nächsten lagen und als ob um sie eigentlich seine geheimsten Gedanken kreisten. In einem Selbstgespräch, das er, fern der Wirklichkeit, in einer Stunde, die ihn in einen traumhaften Zustand versetzte, mit sich führte, dachte er an seine gefallenen Kameraden.
Er sagte, flüsternd und ehrlich bis an sein Herz angespannt: „Was war das doch für ein Kerl!" Ich wußte, er dachte an den Kompanieführer B. Er sah mich voll an. „Herbert", sagte er, „was war das für ein Kerl! Ich weiß noch, wie wir über die Grenze fuhren, von den Ostpreußen mit Blumen geschmückt, und wie er uns befahl, alle Blumen, mit denen unsere Wagen überladen waren, auf das erste Soldatengrab zu legen, das uns begegnete. Und was für eine Frau er

(Fortsetzung Seite 23)

TOTENREDE
auf ein Pferd

Wir wollen wieder einmal miteinander reden. Das heißt: ich rede, und du sollst zuhören. Mach nicht so ein kluges Gesicht, wenn ich etwas Dummes sage! Schüttle nicht deinen schönen Kopf, wenn ich mir etwas auf meine Menschenweisheit einbilde. Es ist gar nicht so weit her damit, ich weiß es ja. Das hast du mir ja schon beigebracht, ehe du überhaupt da warst:
Vier Nächte hintereinander schlief ich damals im Stall, auf einem Bund Stroh neben dem Futterkasten, um deiner Mutter in ihrer schweren Stunde beizustehen. Du aber hattest es wohl nicht so eilig mit dem Zur-Welt-Kommen. Wie dann aber meine Sehnsucht nach dem bequemen Menschenbett zu groß geworden war und ich dachte, daß wir vielleicht noch wer weiß wie lange auf deine Ankunft warten müßten, da warst du plötzlich da. Ich komme morgens über den Hof: da guckst du zur Stalltür heraus. Und wenn nicht das Sommergitter davor gewesen wäre, ich bin sicher, dann hättest du dich bereits draußen auf der Dorfstraße im Laufen geübt an diesem deinem ersten Lebenstag.
Nun hast du deinen letzten hinter dir. Aber weil du vorher vom Sterben nichts gewußt hast, wollen wir auch jetzt nicht darüber reden. Nur daß ich jedesmal, wenn andere Pferde an mir vorbeischauen, an deine Augen denken muß: wie sie durch mich hindurchblickten. Das Tier „durchschaut" den Menschen, dachte ich dann. Und ich bekam Respekt vor dir, und manchmal habe ich es dir fast geneidet, daß nichts Unedles um dich war.
Hast du mir eigentlich gehorcht? Als du heranwuchsest, hattest du Wichtigeres zu tun. Vor allem im Sommer, draußen auf der Koppel. Am Tage tobtest du die Zäune entlang, rupftest Gras und knabbertest die jungen Sträucher an. Abends standest du dann mit Janko, dem Dreijährigen, zusammen am Gatter und wartetest, bis ich mit der frischen Wassertonne angefahren kam. Ja ja, der Durst! — Und dann bekamst du deine ersten Eisen, und ich wurde dein Reiter. Nun lernten wir uns erst wirklich kennen. Oder, wenn ich es ganz richtig sagen soll: du lerntest mich kennen, und ich bekam durch dich — „Pferdeverstand". Hab' ich dir oft Kummer gemacht? War ich sehr oft ein schlechter Reiter? Ich weiß es: immer dann, wenn ich Kummer hatte. Aber dann hast du mich schließlich doch immer wieder zurechtgerückt, rücksichtslos und ohne erbärmliches Mitleid. „Nimm dich zusammen! — Und wenn nicht: Runter mit dir!" Ja, so erzieht man sich seine Leute. „Ich gehorche dir nur, wenn du Mut hast", pflegtest du jedesmal am Schluß zu sagen. Das heißt: du sagtest das natürlich nicht mit menschlichen Worten, die ja so oft im Gegensatz sind zum Verhalten der Zweibeiner. Bei dir war Reden und Verhalten eins.
Aber zuhören, das konntest du! Und wenn wir, in schneidiger Geschwindigkeit über die Erde hin, so ganz eins waren, dann rief ich dir mancherlei zu, was sich kein Mensch anhören würde... Worte, wie man sie im Sturm draußen auf dem Meere ruft, getragen von den Wogen der Unendlichkeit, den „großen Pferden" — „cavalloni" —, wie im Italienischen die Wellen des Meeres heißen...
Mein großes Pferd, ich grüße dich!

Hans Knothe

Unüberwindlichkeit

Der Tag malte sich grau in grau. Die Infanteristen lagen in ihren Stellungen. Reste von Schnee zogen sich in Streifen über die farblose Erde, daß sich die Grenze zwischen ihr und dem Himmel merkwürdig verwischte. Die Sonne war hinter trüben Wolken verschwunden. Nirgendwo blitzte eine Farbe oder ein Schein, der die Eintönigkeit belebt hätte. Den Infanteristen war dies gleichgültig. Sie befanden sich im Gefecht und hatten die Bolschewisten abzuwehren, die fern aus dem unwirklichen Dunst hervorstürzten.

Über aufgeworfene Brustwehren hinweg ragten ihre Gesichter. Die MG. ratterten fast ununterbrochen. Die Mäntel waren vom Schlamm bedeckt, die Stiefel staken, gelb vom Dreck, im Morast der wäßrigen Gräben. Die Gesichter zeigten die Spuren der vergangenen harten Kämpfe. Sie waren unrasiert und von jener trockenen grauen Farbe, die der in die Haut eingezogene Staub hinterlassen hatte.

Der Tag schien nichts Außergewöhnliches zu bringen. Die Sowjets griffen an, nun, das hatten sie oft getan.

Schwierig wurde die Lage der Infanteristen plötzlich, als der Ruf erscholl: „Links voraus ein Panzer!"

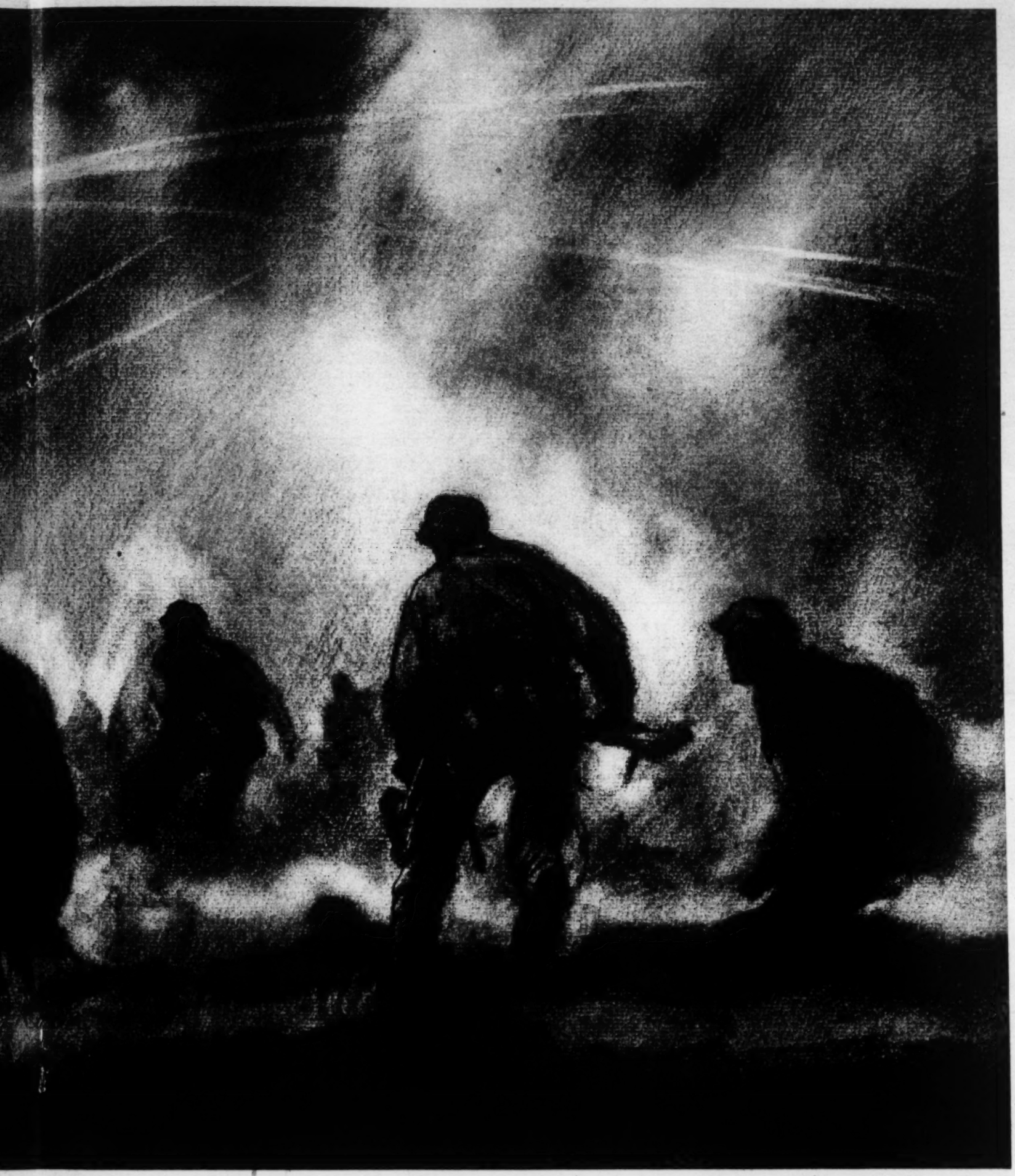
Die Blicke suchten in der angegebenen Richtung, und siehe, da schälte sich aus dem Dunst des versinkenden Tages ein Panzer, der sich in unablässiger Fahrt auf das Häufchen der deutschen Soldaten zu bewegte.

Sie begriffen sehr wohl, daß damit der Kampf in einen entscheidenden Abschnitt trat, denn sie verfügten an dieser Stelle über keine Panzerabwehrkanone, und es würde zu spät sein, bis man sie herangeholt hätte. Im ratternden Marsch des sowjetischen Panzers also begann sich das Schicksal der wenigen deutschen Verteidiger zu vollenden. Schon schälte sich der Koloß deutlich aus dem Dunst heraus. In Schwärmen umprasselten ihn die Garben aus den Maschinengewehren. Aber nichts war imstande, die Fahrt des Panzers zu unterbrechen. Schon entstanden die ersten Verluste, die Männer duckten sich in ihren Löchern und bereiteten sich auf das Härteste vor, auf den Kampf Mann gegen Panzer. Nichts hatten sie als Handgranaten. Aber sie wußten selbst, daß sich mit dem Mut auch das Glück verbinden muß. Würde bei diesem Zweikampf das Glück auf ihrer Seite sein? Sie wußten es nicht. Sie hatten verlernt, sich auf anderes zu verlassen als auf ihre Waffen, auf die Schnelligkeit ihres Blickes und auf die Geistesgegenwart, die sie immer noch das Rechte finden ließ.

Aber wenn sie auch wußten, daß ihre Aussichten, in diesem Kampf zu bestehen, gering waren, so blieb doch etwas unnennbar Entschlossenes in ihnen. Eine Art Bereitschaft, jede Sekunde zu ergreifen, die sich als ihnen gesinnt erweisen würde. Ihre Gedanken schlugen keinen erschrockenen Bogen ins Verzweifelte, sondern, wenn auch zusammengepreßt auf die allerwenigsten Möglichkeiten, die ihnen bleiben sollten, behielt die kälteste und sachlichste Vernunft Oberhand.

Schon fuhr der Panzer über die ersten Gräben hinweg, umwettert von den Explosionen der Handgranaten. In diesem Augenblick, als die Not am größten war, besann sich einer der Soldaten auf eine geballte Ladung, die man, weil sie beschädigt war, beiseitegelegt hatte. Man konnte sie nicht zur Entzündung bringen, wenn man nicht gleich mit zerrissen werden wollte. Zwischen Zünden und Explodieren lag nur ein Atemzug. Wie gesagt, diese geballte Ladung war beschädigt, und man hatte sie beiseite getan.

Jetzt aber besann sich einer der Infanteristen darauf. Nicht daß irgendeine Überlegung, irgendeine Rechnung über den Wert eines Opfers in ihm Platz gegriffen hätte. Er nahm die Ladung, weil es ihm einfiel und weil er der nächste war.



SS-Kriegsberichter Professor Petersen

Der Panzer spie Tod und Verderben in die eigenen Reihen. Er stampfte die Stellungen ein, und stählern wuchs die Wand des Panzers vor dem Soldaten auf.

Und nun mag sein, daß sich in die kälteste Vernunft, die in höchster Anspannung nur dazu diente, aus einer Lage das Beste zu machen, etwas mischte, das aus einer anderen Welt zu kommen schien. Keine Überlegung der gewöhnlichen Art reichte an die Größe seines Entschlusses heran, der in ihm entstand. In den Händen den Tod tragend, stieg er aus seinem Loch, verschmutzt, erdig, triefend vor Nässe, aber unbeirrbar stand er im zerwühlten Gelände und ging in schnellen Sprüngen den Panzer an.

So ist nicht viel anderes zu sagen, als daß die geballte Ladung explodierte und jenen unbekannten Soldaten, der in einer entscheidenden Sekunde über sein eigenes Schicksal hinauswuchs, mit zerriß. Mit geborstenen Wänden aber blieb der Panzer bewegungslos liegen. Die Kameraden wußten nicht einmal, was eigentlich geschehen war. Die in der Nähe gelegen hatten, aber erzählten es den anderen. Die hörten es und blieben stumm. *S.B.*

HERBERT REINECKER:

DAS Abitur DER Veteranen

Es war eine Art Sensation gewesen, als eines Tages vier junge Soldaten die Klasse betraten, zunächst eine Weile dicht beieinander verharrten und schon an der Tür stehenblieben, als hielte sie ihre Scheu zurück, weiter in das Klassenzimmer einzudringen, das mit etwa zwanzig Primanern besetzt war. Diese Primaner, jung, schlaksig, ausgelassen, verstummten, als sie die vier Soldaten sahen, die ihre graue Uniform trugen und auf deren Gesichtern deutlich ein Schimmer von Verlegenheit lag. Denn sie vertrugen es schlecht, in den Mittelpunkt des Schweigens gestellt zu sein und die Augen aller auf sich gerichtet zu sehen. Und siehe, alle Ausgelassenheit, alle Fröhlichkeit der Primaner war verschwunden, als habe sie jemand angerührt, daß sie von Augenblick zu Augenblick alle Worte fahren ließen und in betroffene Stummheit verfielen. Denn die jungen Soldaten waren nicht älter als sie selbst, auf ihren Stirnen lag derselbe Schein von Jugend, und doch trennte sie eine Welt voneinander. So mindestens sahen es die Primaner an. Auf den ersten Blick nämlich bemerkten sie, daß es Verwundete waren. Da fehlte einem der linke Arm, und der Ärmel seiner grauen Jacke lag flach am Körper und war in die Rocktasche gesteckt. Der zweite hatte eine hölzerne Hand. Dem dritten sah man nichts an, wenngleich an seiner Brust das silberne Verwundetenabzeichen blinkte. Der vierte trug eine schwarze Kappe auf dem rechten Auge. Das also rührte wie ein Schauder an die Seelen der Primaner, daß sie eine Gasse öffneten, damit die vier hindurchschreiten sollten. Denn sie hatten schon am Vortage gehört, daß diese vier, von Front und Krieg zurückgekehrt, in ihre Klasse einziehen und mit ihnen zusammen das Abitur machen sollten. Sie hatten sich bis dahin wenig Gedanken darüber gemacht und es allenfalls als eine Abwechslung betrachtet. Nun war der Augenblick um so vieles anders, als sie erwartet hatten. Die vier nannten ihre Namen.

„Friedrich Engelmann", sagte der, dem der linke Arm fehlte und gab jedem die Hand.

„Hans Werner Fietz", sagte der mit der hölzernen Faust.

„Gerhard von Reetricht", verbeugte sich der dritte, und:

„Hermann Blank", sagte der vierte, dem die schwarze Kappe auf dem rechten Auge saß.

Und die Primaner standen der Reihe nach auf und reichten ihre Hände. Solange sich dies abspielte, bewahrten alle einen feierlichen Ernst, so als seien sie ohne ihr Zutun in den männlichsten Ernst getaucht. Die vier nahmen in den vordersten Bänken Platz und taten alles, um sich in die Klasse einzuordnen.

Engelmann saß mit Reetricht in einer Bank, schüttelte den Kopf und sagte: „Es ist zu komisch." Reetricht legte ein Heft auf den Tisch und fragte, ob er Engelmann den Bleistift spitzen sollte. Er war unkompliziert und praktisch. Nun saß er in einer Schulbank. Das war gut so, und er würde mit dem Federhalter so gut umgehen wie mit dem Gewehr. Übrigens dankte Engelmann. Er wolle sich den Bleistift selbst anspitzen. Seit Wochen besaß ihn der Ehrgeiz, so gut mit einer Hand verrichten zu können, wozu andere beide Hände brauchen. Er klemmte den Bleistift mit der Brust gegen die Bankplatte und spitzte ihn. Fietz und Blank saßen fast stumm und bewegungslos in ihrer Bank. Fietz hatte seine Hand auf die Platte gelegt. Es hatte geklungen, wie Holz gegen Holz klingt. Hermann Blank saß aufrecht und unbeweglich. Nur seine Hände bewegten sich. Fietz kannte ihn und wußte, daß er darauf wartete, anzufangen. Er spürte förmlich, welche Energie neben ihm saß. Man hatte Blank das Auge ausgeschossen. Aber in dem verbliebenen funkelten alle Ehrgeize der Welt. Fietz war sich seiner nicht so sicher. Die Zielbewußtheit Blanks erschreckte ihn förmlich. Nun ja, er wollte das Abitur machen und dann Jura studieren. Das waren nicht seine Pläne, sondern die Pläne des Vaters. „Junge" hatte der gesagt, „nun wollen wir mal überlegen, was du machst. Was hast du vor? Was willst du machen?" Nun, Hans Werner Fietz wußte darauf nichts zu sagen. Die Mutter meinte, der Krieg habe ihn schweigsam gemacht, als sei jede Fröhlichkeit von ihm gewichen. „Er hat keinen Willen mehr", hatte der Vater dagegen besorgt geantwortet, „das ist es, er weiß nicht, was er will." Fietz, der Soldat mit der hölzernen Hand, der nun in einer Schulbank saß, senkte den Kopf: Das war es, er hatte keinen Willen mehr. So als zerfalle er ihm unter den Händen, eine Vorstellung löste die andere ab, ein endloser Zug von Bildern passierte vor seinem Auge, daß alle Worte vom Katheder undeutlich wurden und Hans Werner mit seinen Träumen allein war. —

Die Zeit eilte. Die vier jungen Soldaten waren allen gut bekannt geworden. Alle feierliche Fremdheit war vergangen. Sie trugen auch keine Uniform mehr, sondern Zivil wie die andern auch. Längst wußten die andern, an welchen Frontabschnitten sie gekämpft hatten, daß Blank in ein Minenfeld geraten war, daß Fietz seine Hand im Handgranatenkampf verlor und Engelmann quer durch einen Granateinschlag segelte. Und Reetricht, den man durch und durch zerschossen hatte, lüftete eines Tages sein Hemd und zeigte den Einschuß. Wie gesagt, es hatte sich vieles gelegt. Auch die Lehrer, zunächst in gleicher Weise vom Schicksal der Jungen angerührt, gingen mehr aus sich heraus, und Siebold, der Mathematiker, schimpfte schrankenlos, wenn er Fietz dabei ertappte, daß er träumte und das Gerede vom Katheder für wenig mehr hielt als das Wehen der Luft vor den Fenstern. „Warum hören Sie nicht zu?" rief Siebold, „Sie hätten es nötig, glauben Sie mir. Jedes Wort müßten Sie sich in Ihr Gedächtnis einritzen." Und Fietz stand in seiner Bank, ungerührt, aufrecht und Siebold gerade ansehend. Der war nicht dumm, der war nur eifrig, und hinter allen Zahlenfertigkeiten hatte er sein Herz und einen guten Blick. Und während so Siebold einmal seinen zornigen Worten einen scharfen Blick nachschickte, wußte er plötzlich: Das ist nicht das Gesicht eines Schülers! So hatte ihn noch keiner angesehen. Seiner Festigkeit wurde eine mindestens gleiche Festigkeit entgegengesetzt. Siebold erschrak fast ein wenig vor dieser Erkenntnis. „Hören Sie, Fietz", sagte er begütigend, „ich will Ihnen wohl. Sie wollen Ihr Abitur machen. Das wird Ihnen schwerfallen, soweit es die Mathematik angeht. Warum nur sitzen Sie da und träumen?"

Was sollte Hans Werner Fietz sagen? Wußte er denn selbst, warum ihn diese schreckliche Gleichgültigkeit befallen hatte? Nicht daß sein Kopf leer gewesen wäre. Ein Gedanke löste den nächsten aus. Ein wahrer Reigen von Gedanken war in ihm, und jeder Gedanke kam aus dem Krieg. Die ewig unvergeßlichen Bilder standen ihm unablässig vor den Augen. Vieles dachte er, bei dem man den Zusammenhang mit dem Kriege nicht auf den ersten Blick sah, aber wenn man alles Glied um Glied zurückverfolgte, so stand der Krieg am Anfang, als habe er dem jungen Soldaten Herz und Verstand verwandelt.

Um wieviel anders benahm sich da doch Blank. Er war von einer schrecklichen Unermüdlichkeit. Siebold redete ihn gerne an. Von seinem Platz aus, die ganze Klasse Gesicht um Gesicht vor sich, konnte er den Unterschied sehen. Die andern in der frischesten Jugend, die Gesichter gleich offenen Landschaften, auf denen die Stimmungen wie wechselnde Wetter zu sehen waren. Aber bei Blank war alle Holdseligkeit wie weggewittert, daß er

ohne Romantik und ohne Weichheit dasaß, ein Mann mit dem Gesicht eines Knaben. Daß er in der Schulbank saß, hätte auch ein Versehen sein können. Fietz wußte, daß Hermann Blank Physiker werden wollte. Wissenschaftler, um es genau zu sagen. Siebold freute sich eines solchen Schülers, wenngleich Blank alles andere als ein „Schüler" war. Siebold meinte, so müsse ein Soldat im Angriff sein, ein Stoßtruppführer in der Schulbank, der sich mit den Sprengladungen seines Verstandes einen Weg bahnt.

Auch Engelmann war von einer beharrlichen Willenskraft. Sicherlich auch deshalb, weil er sich überwinden mußte, weil er bemüht war, sich zurechtzufinden. Tag um Tag vermehrte er die Beispiele seiner Geschicklichkeit. Nicht daß er wie Blank und Fietz in Schweigen versank, als habe der Krieg einen Kreis um sie gezogen, aus dem sie nicht herauskönnten. Er war vielmehr zu Späßen geneigt. Trotzdem merkte man, daß er Soldat war und der Krieg nicht wie ein kurzes Gewitter an ihm vorüberraste. Denn er war kritischer als die anderen, skeptischer, erfahrener, nüchterner. Seine Hoffnungen wuchsen nicht in den Himmel, seine Wünsche entglitten nicht dem Bereich seines Verstandes. Hinter jedem Spaß, den er machte, hinter jedem Lächeln auf seinem Gesicht leuchtete seine Erfahrung, daß kein Witz nicht auch ohne Spott war. Ohne daß er es wollte, machten ihn diese Eigenschaften zum Anführer der Primaner, wie man überhaupt den Tag des Eintritts der Soldaten in die Klasse als einen Wendepunkt bezeichnen könnte. Die Klasse bekam einen neuen Mittelpunkt, ihre Gedanken kreisten um neue Ansichten, ihre Gefühle verdichteten sich, die vier Soldaten waren ganz unbewußt zu Prüfmeistern geworden. So scherzte und lachte Engelmann, der Neunzehnjährige mit einem Arm, und in seinem Scherz lag gelinder Spott und in jedem Spott ein gelinder Spaß, in jedem Glauben ein wenig Zweifel und in jedem Zweifel ein wenig Hoffnung. Die Klasse wurde von Monat zu Monat männlicher.

Nur Reetricht gab sich ganz unbekümmert. Er war ungeheuer praktisch und verabscheute die Gedanken, die sich auf der Grenze zwischen Tag und Traum bewegten. So hielten ihn die Primaner für den harmlosesten. Sie täuschten sich natürlich, denn Reetricht hatte einen Schuß durch den Bauch bekommen und war gestorben. Mindestens hatte er geglaubt, zu sterben. Und darauf kommt es ja allein an. Reetricht war also schon einen Tod gestorben. Das wußten die Primaner nicht, bis es ihnen Engelmann einmal sagte. —

So kam die Zeit des Abiturs. Blank war mager geworden vor Erwartung und Arbeit. Man brauchte bei ihm keinen Zweifel zu hegen. Er würde es schaffen. Fietz dagegen machte hinter seiner Zukunft ein großes Fragezeichen. Es war zu wenig von dem Gelernten, das die Schale seiner Rauhhäutigkeit zu durchdringen und ihn wirklich zu fesseln vermochte. Reinert, Oberstudienrat und Lehrer der Fächer Deutsch und Geschichte, wußte nicht recht, was er von Fietz halten sollte. Seine Kollegen mochten sich klar sein, daß Fietz Mathematik oder Chemie nicht beherrschte, er wußte jedenfalls nicht, woran er bei Fietz war. Denn wenn Fietz auch bei seinen Fächern wenig von seiner Gleichgültigkeit aufgab, so überraschte er doch ab und zu durch die Wahl seiner Ausdrücke, durch die verblüffende Sicherheit seiner Bilder. Seine Aufsätze wichen alle ein wenig vom eigentlichen Thema ab, fast ohne Grund, als käme es ihm nur darauf an, sie anders zu machen. Aber ab und zu, wie gesagt, wurde Reinert auf das mächtigste angerührt durch ein Bild, durch einen schönen Gedanken, daß der alte Schulmann sich fragte, hat er es denn wirklich so gemeint?

Auch Engelmann war in vielen Fächern schwach. Einmal sagte er zu Reetricht: „Menschenskind, ich möchte, ich hätte meinen Arm wieder." „Warum?" fragte Reetricht verwundert. „Ich habe so eine scheußliche Angst, sie könnten mit mir Mitleid haben!" Davor fürchtete sich also Engelmann, wenn er an das Abitur dachte. Reetricht dagegen, der alte Praktiker, hatte sich gut vorbereitet. Bei ihm war eigentlich nichts eine Sache der Begabung, sondern nur der umsichtigen Vorbereitung.

So kam das Abitur heran. Die Primaner zogen ihre besten Anzüge an und feierten den Tag, den sie neun Jahre lang erwarteten mit einer ernsten, beklommenen Stimmung. Die schriftlichen Arbeiten begannen. Ein Mann in einer Bank. Viele bedauerten das, nicht ausschließlich, um abzuschreiben, sondern weil es sie in diesen gefährlichen Stunden nach engen Kameraden verlangte, nach tröstenden, geflüsterten Worten. Nun ja, sie saßen allein, jeder für sich und schrieben. Fietz schrieb seinen Aufsatz. Ein philosophisches Thema: Schopenhauer und der Tod. Fietz überlegte nicht lange. Er hatte es nie getan. Er schrieb, und im Schreiben wurde ihm ganz leicht zumute. Seine Wangen röteten sich, als greife immer mehr eine innere Hitze um sich. Reinert stand neben ihm. „Na", fragte er, „geht es?" Aber Fietz antwortete nicht. Als sähe er durch den Frager hindurch, als habe er gar nicht so viel Kraft, aus seiner selbstvergessenen Stimmung herauszukommen. Er schrieb für das Abitur. Aber das wurde gleichgültig, das wurde belanglos, denn alle Bilder und Phantasien, die der junge Fietz aus dem Kriege mitgebracht hatte, strömten in seine Feder. Nicht alle, nein, aber einige. Fietz hatte einen brennenden Kopf. Er war ganz glücklich, als lösten sich nun so viele Rätsel von selbst. Schreiben mußte er! Das war es, schreiben! Er sollte über den Tod schreiben! Mein Gott, was war der Tod? Hatte er nicht hundertfach neben ihm gestanden, ohne daß man ihn begriffen hätte? Was war da zu begreifen? Wo gäbe es ein Wort, ihn zu beschreiben? Fietz hatte einmal ein Feld von zweihundert Toten gesehen. Sie lagen grotesk, die Glieder weggestreckt, in den Augenhöhlen Schnee. Da hatte es ihm im Gaumen gekitzelt. Entsetzt hatte er gemerkt, daß er lachen mußte, so als überschlage sich jede Stimmung, daß Lachen nicht mehr Lachen und Weinen nicht mehr Weinen sei. Nein, vor dem Anblick des Todes versagte das Gefühl und damit jedes Wort. Man konnte sich nur herantasten, die Begriffe richtigstellen, die Lesebuchbegriffe vom Tode. Er hatte einmal einen jungen Menschen sterben sehen, der sein Leben veratmete, ach, was trat alles vor ihn hin!

So schrieben sie alle, wie sie es konnten. Von Stunde zu Stunde nahm das Abitur seinen Lauf.

Schließlich war es vorbei. Man versammelte sich in feierlicher Weise im Prüfungssaal. Die Lehrer waren gleichfalls feierlich.

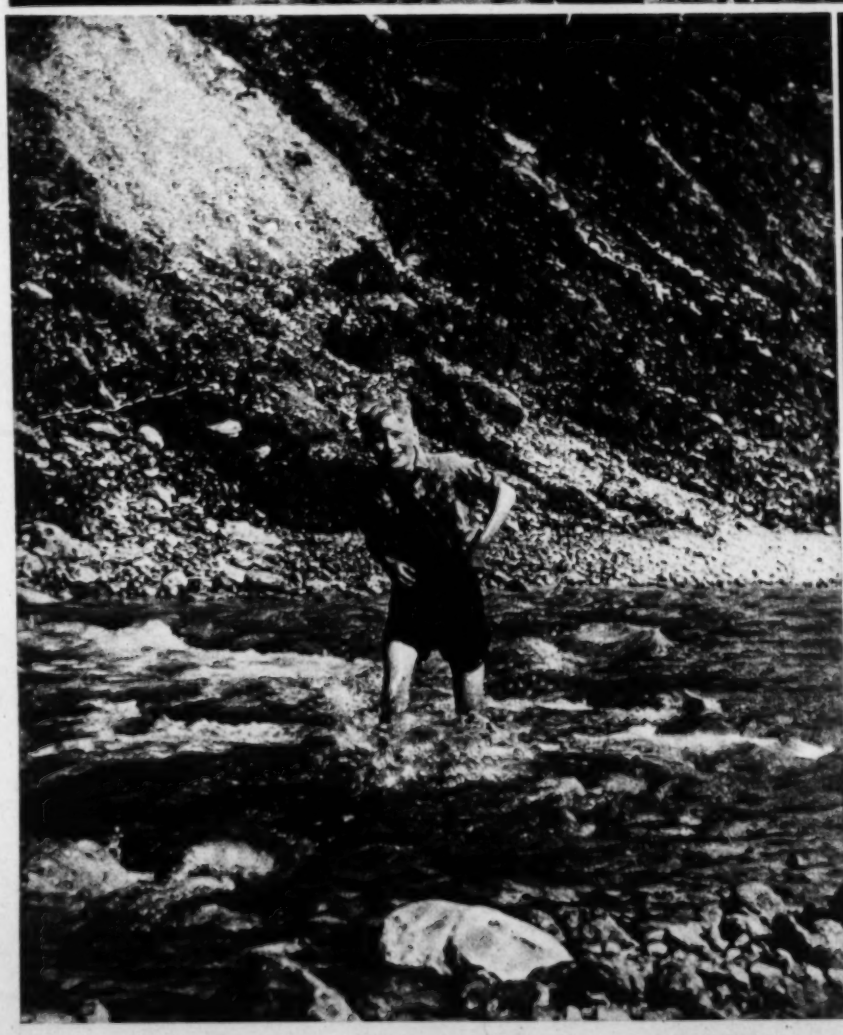
Sie hatten vorher lange die Ergebnisse besprochen. Man wußte nicht, was man mit Fietz machen sollte. Aber da war Reinert aufgestanden und hatte eine Rede gehalten. „Ich bin erstaunt", sagte er, „über die Arbeit von Fietz." Man hörte zu. „Nichts von Alltäglichkeit in seinem Aufsatz, keine Kindlichkeit, keine Harmlosigkeit, kein Wort, das nicht Gewicht hätte. Meine Herren, selbstverständlich messen wir unsere Soldaten anders als gewöhnliche Abiturienten. Sie verdienen es. Es wird Ihnen ähnlich ergangen sein, daß man sich nämlich eines würgenden Gefühles nicht erwehren kann, wenn man die jungen Kerle sieht, durch hundert Feuer gegangen und vom Schicksal in die Schulbank zurückverschlagen. Aber hüten wir uns, daß wir aus Mitleid handeln, aus verständlicher Nachsicht, wo es aus Stolz geschehen sollte. Sie können seine Arbeit lesen." Reinert reichte das Heft von Fietz herum. Und die in der Schule altgewordenen Lehrer lasen die Worte und Gedanken eines jungen Soldaten vom Tode. Sie rückten an ihren Brillen und strichen sich die Augen. Und Reinert sagte: „Reifeprüfung nennt man das Abitur. Meine Herren, haben sie nicht die Reifeprüfung längst bestanden?"

Blank war unter den ersten. Er nahm die Glückwünsche der Lehrer entgegen und hatte sie in der nächsten Minute vergessen. Sein eines Auge funkelte. Einarmig stand Engelmann neben ihm und suchte mißtrauisch in den Gesichtern der Lehrer nach einer Spur von lächelnder Nachsicht und hätte ihnen das Zeugnis vor die Füße geworfen. Aber jedes Gesicht war ernst und feierlich. Hans Werner Fietz nahm sein Heft entgegen, sein Blick war offener geworden. Er würde sicher nicht Jura studieren, nun, da er seine heilige Unrast entdeckt hatte. Vielleicht könnte man schreiben! Ach, welch ein jauchzendes Vielleicht! Reetricht, der Durchundurchgeschossene, lächelte. Sieh da, er hatte an den Tod gedacht und nun begann das Leben erst!

WALTER RISCH:

Von der Tüchtigkeit der Jugend

KAMPF UM DIE TEUFELSSCHLUCHT



Frühmorgens ziehen die Jungen los. Sie sind alle in Kampfstimmung.
Der Jungenschaftsführer Kurt führt heute seinen ersten entscheidenden Spähtrupp über unwegsames Gebiet. Es gilt, den Weg zum feindlichen Lager zu entdecken. Seinen Jungen voran sucht er selbst den Weg durch einen reißenden Gebirgsbach, läßt von seinen „Pionieren" eine Brücke bauen, die aus schnell zusammengetragenen Bohlen besteht, überquert dann diesen Bach mit

fangenen zog der Jungenschaftsführer Kurt seinem Lager zu. Die Jungen waren des Gebirges ungewohnt, weil sie aus Hamburg stammten und im KLV.-Lager zum erstenmal mit den Bergen in Berührung kamen. An diesem Abend hatte die Küche besonders viel zu leisten, denn der Hunger der Sieger und Besiegten war gewaltig.

seinem „Kampftrupp" und schleicht sich immer näher an die Feinde heran. Späher werden bis in die Baumwipfel geschickt, um lautlos und unbemerkt sich dem gegnerischen Lager nähern zu können.
Die Sache endet mit einer Schlacht in der Schlucht, und mitsamt seinen Ge-

Jenseits der Linie

Viermal stand der Junge Peter Reinholt vor entscheidenden Augenblicken, das ihn nach der Versteigerung des elterlichen Hofes in das rote Paradies spülte, durch den Strudel der großen Herbstschlachten riß, um ihn nach langem Suchen wieder den Weg in die Heimat finden zu lassen.

"Also mein letztes Wort. Entweder Sie zahlen am Ultimo die zwanzigtausend Mark, die Sie haben Schulden bei mir, einschließlich der zehn Perzent, oder Sie müssen verlassen den Hof, den schönen."

Moses Cohn steht sauersüß grinsend vor dem Bauer Klaus Reinholt. Der Bauer beißt auf die Zähne. So weit ist es also gekommen mit dem Hof und mit ihm! Aber konnte man denn ahnen, daß dieser Jude da sämtliche Hypotheken und Schuldscheine aufkaufen würde, um sie plötzlich zu präsentieren? Geschuftet hat man von der Nacht bis in die Nacht, gehungert mit Weib und Kind, um die Zinsen beschaffen zu können. Und was war der Erfolg? Das Korn auf den Feldern beschlagnahmt, ein Naserümpfen in den Banken und Sparkassen, kein Mensch, der Hilfe brachte oder auch nur hätte bringen wollen, denn der Reinholtshof war der schönste im Umkreis. Jeder gönnte ihn sich selbst. Und nun kam auch noch dieser Jude, dieser Cohn!

Aber der Bauer will es noch einmal versuchen, Aufschub zu erlangen. Der Frau und des Kindes wegen. „Lassen Sie mir Zeit, Herr Cohn. Einen Monat! Dann bringe ich Ihnen das Geld."

Wieder grinst der Jude und setzt sich breit in den alten Sessel, als gehöre er schon ihm. „Nebbich, was heißt ein Monat. Ich brauch' mein Geld. Mir sagt auch keiner, Se brauchen nich zu zahlen, Cohn. Cohn muß auch immer zahlen. Lassen Se kommen den Hof untern Hammer und Se haben Ruh'. In der Fabrik verdienen Se mehr und Se haben keine Sorgen." Dann ging der Jude.

Dann stapft der Bauer durch seine Felder, die nicht mehr ihm gehören. Die man ihm nahm vom Halm herab. Uberall schauen ihn die Schilder mit dem Pleiteadler an, die man zwischen die Halme steckte. Er muß einen Ausweg finden. Nirgendwo ist Geld zu erwarten. Auch vom Bruder nicht, der selber keins hat. Soll man wirklich den Hof aufgeben? Immer weiter läuft der Bauer in die Felder hinein. Soll man den Worten des Machotzky glauben, daß in Rußland Bauern und Facharbeiter gesucht würden, die viel Geld verdienen und glücklich sind? Soll man auswandern nach Rußland, in das Bauern- und Arbeiterparadies? Etwas Wahres kann vielleicht daran sein!

Zwei Jahre später. Es ist im Gerichtssaal der großen Stadt Charkow. Rote Fahnen sind über die Tribünen gespannt, und ein grinsender Lenin schaut herab auf das Kollegium der Richter, die meist nicht einmal den Namen der Angeklagten lesen können, aber dafür mit allen Wassern sozialistischer Auspressungsmethoden gewaschen sind. Zum viertenmal wird der ausländische Facharbeiter Klaus Reinholt verhört. In dem leeren großen Saal hocken auf einer Bank zwei blasse, zusammengesunkene Wesen. Das ist die Frau Reinholt mit ihrem Jungen, dem Peter. Sie sind gerufen worden, um Zeugen der Verhandlung zu sein. Ein kahlköpfiger Richter mit breitem Mongolenschädel wendet sich an den Angeklagten, dem man nicht ansieht, daß er vor Jahren noch als freier Bauer auf seinem Hof saß. Hohl und eingefallen sind seine Wangen, graufahl und stumpf die Augen vom schlechten Licht. Der Rücken gebeugt wie von der Last eines harten Geschickes. „Geben Sie zu, Genosse Reinholt, daß Sie im Auftrage einer ausländischen Macht die Maschinen Ihrer Abteilung zerstört haben?"

Das Menschenskelett Klaus Reinholt schaut auf, duckt sich mit irr flackerndem Blick vor den Richtern. „Ja." Kaum hörbar kommt dieses Wort aus seinem Mund. Aber da gellt ein Schrei auf, ausgestoßen von dieser kleinen Frau dort hinten. „Nein, nein! Klaus, das ist nicht wahr, was du sagst! Nein!" Und auch der kleine Peter an ihrer Seite beginnt zu weinen in der Ahnung, daß sich irgend etwas Schreckliches tut. Ein mißbilligender Blick des Bolschewiken trifft die Frau. Aber der Angeklagte schaut wieder stumpfsinnig vor sich hin. Da beginnt die Frau zu wimmern; sie ist in sich zusammengesunken. Sie versteht ihren Mann nicht. Sie weiß ja auch nicht, wie das ist, wenn man sechzig Stunden lang von einer Tortur zur anderen geschleppt wird, im Krummholz saß, die Handhaut abgebrüht bekam, Daumenschrauben erhielt und eine von grellem Licht durchflutete Zelle hatte, in der man sich nicht setzen konnte, weil der Boden unter Wasser stand und jedes Berühren der mit augenschmerzenden Zeichnungen versehenen Wand ein schrilles Klingeln auslöste. Sie weiß nicht, wie das ist, die kleine Frau Reinholt, und ahnt nicht, daß der stärkste Mensch zerbrechen muß in der mörderischen Foltermaschine der GPU. Da erhebt sich der kahlköpfige Richter und räuspert sich. Er hält eine Rede gegen die Saboteure und Reaktionäre, die man mit ihrer Brut vernichten müsse. Dann kommt das Urteil. Der Spezialarbeiter Klaus Reinholt wird zum Tode verurteilt. Frau Reinholt wird unter Verdacht der Mitwisserschaft in Haft genommen und das Kind übernimmt die Staatsfürsorge.

Klaus Reinholt hat nie Maschinen zerstört. Aber das ist ja auch gleichgültig. Er hat zu viel gesehen, und da durch die Fehlrechnungen des roten Betriebsleiters großer Schaden entstand, wurde ein Schuldiger gesucht. Er ist da. Ein Saboteur natürlich! Die Frau? Man wird sie irgendwohin verschicken, wo sie nicht erzählen kann, daß man ihren Mann unschuldig verurteilte. Das Kind wird man in ein Kollektiv stecken, wo es entweder arbeiten oder sterben wird. Unnütze Esser gibt es nicht. Das kann man sich nicht leisten. Gleich am nächsten Tag setzt sich ein Jungpionier auf die Bahn und bringt das Kind Peter Reinholt zum Kollektiv Liebknecht irgendwo im weiten Rußland.

Ganz plötzlich kommt die Nachricht in das Dorf, daß Krieg ausgebrochen ist mit Deutschland, und einen Tag später werden alle Männer gesammelt und zur Bahn geschickt, wo schon ein Sammeltransport wartet. Unter den vielen Eingezogenen, die aus halbwüchsigen Burschen wie aus alten gebrechlichen Männern bestehen, steht ein blonder, blauäugiger Junge mit blassem Gesicht, umrandeten Augen und viel älter als siebzehn Jahre aussehend. Das ist Peter Reinholt, oder Piotr Reinowitsch, wie man ihn jetzt nennt. Zwei Tage, nachdem man Peter Reinholt sagte, er sei jetzt ein Rotarmist und hätte gegen die deutschen Barbaren zu kämpfen als tapferer Bolschewik, steckte man ihn in einen braunen Uniformkittel und gab ihm ein Gewehr in die Hand. Also kam Peter Reinholt mit dem nächsten Transport an die Front. Und dann ging alles ganz schnell:

Am Abend sprach ein hoher Kommissar von den Greueltaten der Deutschen und log so viele Beispiele zusammen, daß die Soldaten in ein Wutgeheul ausbrachen. Dann wurde es wieder still auf dem großen Platz zwischen den Baracken. Nur die Fahnen und Transparente hängen noch schlaff in den Fenstern. Peter Reinholt kann nicht schlafen. Er überdenkt die Worte des Kommissars, von denen ein Gefühl ihm sagt, daß sie erlogen sind. Da dringt ein leises Brummen an Peters Ohr. Es wird lauter, und der wachliegende Junge hat mit einmal das beklemmende Gefühl, daß irgend etwas Gefahrenschwangeres heraufzieht.

Da bellt es auch schon auf aus vielen Geschützrohren. Und jetzt mischt sich in dieses Bellen und in das Dröhnen der Motoren ein anderes Geräusch, lähmend und heulend wie ein falscher Orgelton, der aus dem Himmel kommt. Ein furchtbarer Donnerschlag läßt die Baracke erbeben. Die Roten springen mit entsetzten Gesichtern auf von ihren Pritschen. Da ist wieder das Geräusch. Irgend etwas zerberstet

mit höllischem Krach, prasselt auf das Dach. Schreien und Schrecken füllen die Baracke. Panikartig stürzen sie durch die Tür. Mit ihnen Peter Reinholt. Heulend und winselnd kriechen die Bolschewiken unter ihre Holzbettgestelle oder springen in entsetzter Angst aus dem Fenster.

Jeder sucht sein Leben in Sicherheit zu bringen. Alles rennt, flieht und flüchtet aus dieser Hölle. Da läuft auch Peter davon. Einmal sieht er den Schatten eines Autos an sich vorüberrasen. Ein zweiter folgt. Da springt der Junge auf, hängt mit einem wilden Satz an der Rückwand und zerrt sich nach oben. Nur weg von hier! Erschreckend stellt Peter fest, daß der Wagen nach Westen rast. Der Fahrer muß wahnsinnig sein in seiner Flucht! Er rennt dem Tod der Schlacht in die Arme! Langsam arbeitet sich Peter auf dem Verdeck des Wagens vor. Jetzt ist er über dem Führerhaus und kann hineinsehen. Da ist das Gesicht eines Bolschewiken, der angstverzerrt und starr geradeaus schaut. Dann erschrickt der Junge, denn der Kerl trägt fünf Sowjetsterne auf dem Rockkragen. Fünf! Ein Divisionskommissar! Trotz seiner gefahrvollen Lage muß Peter grinsen. Dem Kerl gönnt er die Fahrt in den Tod. Aber er selbst muß sich retten. Er will Deutschland wiedersehen!

Und plötzlich sieht Peter etwas, das ihm die Sprache raubt. Aus der ganzen Front des Waldrandes treten deutsche Soldaten hervor. Ja, Deutsche mit hohen Stahlhelmen! Es können nur Deutsche sein. Und da faßt Peter einen tollkühnen Plan. Er wird diesen Divisionskommissar den Deutschen übergeben. „Nehmen Sie die Hände hoch, Genosse Kommissar, sonst schieße ich", ruft er in das Führerhaus. Haßverzerrt ist jetzt dessen Gesicht. Er schnellt herum, hat plötzlich eine Pistole in der Hand und knallt. Aber keine Sekunde später haben die Deutschen den Kommissar gefangengenommen. Das sieht Peter noch, dann füllt dumpfes Brausen seinen Kopf, und ihm schwinden die Sinne.

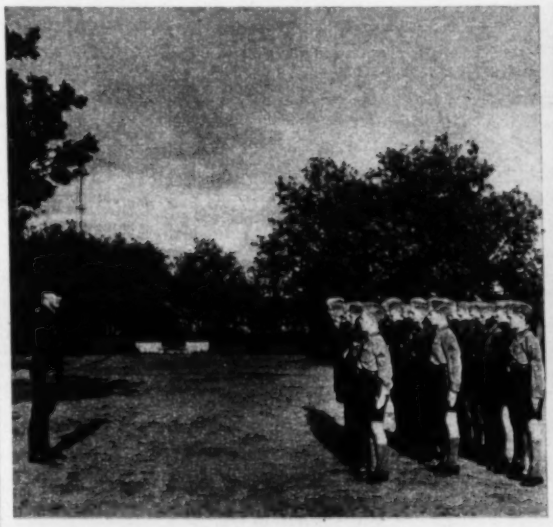
Irgendwo in einem Luftkurort sind die Verwundeten auf die sonnenüberschüttete Terrasse gefahren worden. Einer ist unter ihnen, der trägt den Kopf noch in weißen Binden, die aber einen Schopf des Blondhaares sehen lassen. Gesicht und Hände sind noch kränklich blaß und schmal, seltsam jung, als habe der Krieg sich geirrt und einen Jungen in die Lazarettkleidung gesteckt. Seine Augen sind träumerisch auf den weiten Kranz der Hügel gerichtet, den tiefe Wälder dunkel umsäumen. Er kann es noch nicht glauben, daß er in Deutschland, endlich wieder in Deutschland ist und die Hungerzeit im Kollektiv, der Haß und auch der Schuß des Kommissars die schwarzen Schatten einer Vergangenheit sind. Tief aufatmen muß Peter, als brauche er Luft für ein Leben, das jetzt erst beginnt.

Otha

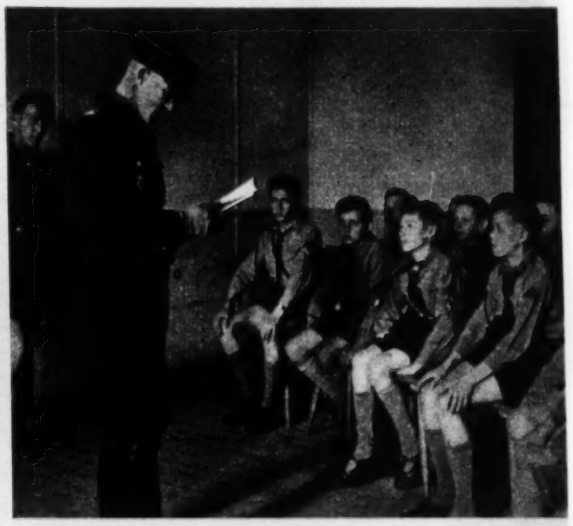
Der Tag beginnt

5³⁰ Uhr: Stammführer H. verläßt seine Wohnung und geht zur Arbeit

18⁰⁰ Uhr: Fabrikschluß. H. verläßt ein Rüstungswerk



19⁰⁰ Uhr: Stammführer H. bei einem Appell eines Fähnleins



19³⁰ Uhr: Stammführer H. beim Ausbildungsfähnlein

20⁰⁰ Uhr: Auf der Stammdienststelle. Hier werden die neuen Befehle ausgearbeitet und die Post wird diktiert

21⁰⁰ Uhr: Besprechung beim Ortsgruppenleiter über die bevorstehende Spinnstoffsammlung

In der Armbrust entwickelte sich das Schießen mit Pfeil und Bogen zu einer „Schießmaschine", aus der nach Erfindung des Pulvers und seiner Verwendung in den ersten Kanonen die ersten Handfeuerwaffen entstanden

Hans Knothe:

„Naturgeschichte" des Schießens

VOM BLASROHR ZUR „FAULEN GRETE"

Daß es ein Tier gibt, welches „schießen" kann und noch dazu fast so gut wie ein Schützenkönig, bei dem kein Schuß danebengeht, das gehört schon zu den besonderen Merkwürdigkeiten im Reiche der Natur. Dieses Tier ist der sogenannte Schützenfisch, der in den hinterindischen Flüssen sein Jagdrevier hat. Er ist nur 20 Zentimeter groß, und seine Beute besteht demnach in allerlei kleinen Insekten, die über dem Wasser herumfliegen. Hat sich so ein Fliegentier an dem Stengel einer Wasserpflanze niedergelassen, um dort ein wenig auszuruhen, dann „schleicht" sich der Schützenfisch unter Wasser heran, zielt einen Augenblick und schießt dann aus seinem Maul einen Wassertropfen empor, der die Fliege haargenau trifft, so daß sie herunterpurzelt. Nun schnappt der Fisch zu...

Die Forscher haben herausgebracht, daß der Schützenfisch bis auf eine Entfernung von fast einen Meter zu treffen vermag. Und bei einem Exemplar ging von zehn Schüssen, die es abgab, auch nicht einer daneben! — Wenn man einen solchen Schützenfisch im Aquarium hält, kann man Überraschungen erleben. So erzählt ein Forscher, daß sich sein Schützenfisch gelegentlich die Nase oder die Ohren oder sogar die Augen seines Beobachters als Ziele für seine Schießübungen aussuchte. Und das merkwürdigste war, daß er, wenn man Fliegen von außen an die Glaswand des Aquariums klebte, zunächst zwar auf diesen Schwindel hereinfiel und wie wild die Glaswand beschoß, ohne dabei natürlich irgendwelchen Erfolg zu haben, daß er dann aber sehr bald merkte, hier stimmt etwas nicht, und sich in Zukunft nicht mehr anführen ließ. — —

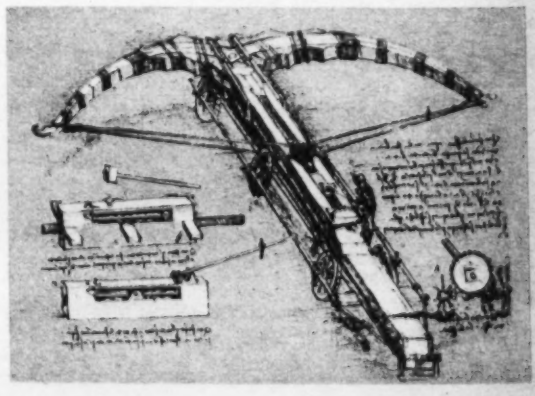
Die „Schießtechnik" des Schützenfisches ähnelt in gewisser Weise derjenigen eines der frühesten menschlichen Schießgeräte, der des Blasrohres. Schon die alten Azteken haben auf der Jagd Blasrohre benutzt, mit denen sie kleine Tonkugeln „abfeuerten", und in den Schatzkammern des berühmten Montezuma fand man einige besonders kostbare, mit eingelegten Steinen verzierte. Demgegenüber benutzen noch heute z. B. die Indianer Blasrohre aus ausgehöhlten Palmstäbchen, mit denen sie vergiftete Pfeile abschießen. Aber auch in Deutschland war ehedem das Blasrohr besonders bei der Vögeljagd beliebt. Und es ist erstaunlich, zu einer wie großen Fertigkeit es manche Blasrohrschützen gebracht haben. So berichtet zum Beispiel einer der Brüder Grimm, er sei als Kind bei einem Lehrer in die Schule gegangen, der es fertigbrachte, mit seinem Pusterohr vom Fenster aus eine Elster vom Kirschbaum, ja sogar einen Spatzen vom hohen Kirchturm herunterzuschießen!

Aber nun wollen wir uns erst einmal eine wichtige, ja die entscheidende Frage vorlegen: Waren die Blasrohre und auch die anderen frühzeitlichen Schießwerkzeuge, als da sind: Schleuder, Pfeil und Bogen, Armbrust sowie die großen Schleudergeschütze der Römer, eigentlich auch schon Schußwaffen im heutigen Sinne dieses Wortes?

Worauf kommt es denn bei einer Schußwaffe — einer „Schießmaschine" — an? Auf zweierlei: einmal darauf, daß durch sie die dem Menschen in seinen Muskeln zur Verfügung stehende Kraft gesteigert und es ihm möglich wird, ein Geschoß weiter und kräftiger zu schleudern, und zum anderen, daß er sein Ziel sicherer trifft. In beiden Beziehungen war der Stein, den die Menschen der Frühzeit beispielsweise nach einem Tier, das sie erlegen wollten, warfen, ganz von der Kraft und Geschicklichkeit des Menschen selbst abhängig. Und auch bei dem Wurfspieß war es noch so, nur mit dem Unterschied, daß im Falle des Treffens die aus einem Stein oder Knochen gefertigte Spitze eine bessere Wirkung versprach als ein runder Stein.

Es ist eine müßige Frage, wie wohl der Mensch zum erstenmal darauf gekommen sein mag, die Schnellkraft einer Bogensehne in seinen Dienst zu stellen. Als er es aber tat, war damit auch der erste Schritt zur „Schieß-Maschine" getan. Denn in Bogen und Sehne ruht eine Kraft, deren Wirkung größer war und weiter reichte als die Kraft, die der Mensch zum Spannen des Bogens brauchte. Zugleich aber enthielt Pfeil und Bogen für den Schützen die Möglichkeit, besser zu zielen, als dies bei einem Steinwurf gegeben ist. Die Armbrust, auf deren Gestalt dann die ersten Handfeuerwaffen beruhten, bedeutete an sich nur eine — wenn auch gerade in bezug auf die Zielsicherheit wesentliche — Verbesserung der Schießtechnik mit Pfeil und Bogen. Aber auch das Blasrohr ist schon eine Schieß-Maschine. Denn abgesehen von der bedeutenden Zielsicherheit dieses eigenartigen Schießgerätes, ergibt die Tatsache, daß in dem Rohr die menschliche „Puste" stark „konzentriert" wird, eine wesentliche Erhöhung der Luftgeschwindigkeit und als Folge davon eine größere Stoßkraft hinter dem Geschoß. Wir haben also oben aus gutem Grund nur von einer „Ähnlichkeit" zwischen der Schießtechnik des Schützenfisches und dem Blasrohr gesprochen. Schließlich ist aber auch die Schleuder selbst in ihrer allereinfachsten Form als Handschleuder bereits eine „Schieß-Maschine". Denn bei ihr ist es die sogenannte Fliehkraft, die die Schleuderkraft der menschlichen Muskeln „verbessert", und bei den großen römischen Schleudermaschinen leuchtet der Maschinencharakter dieser Vorläufer der Kanonen ja ohne weiteres ein.

Als im 14. Jahrhundert, bald nach der



Lionardo da Vinci schlug diese Riesenarmbrust vor; in einer Zeit also, in der schon die ersten Kanonen in Tätigkeit waren: ein Zeichen dafür, daß die Fähigkeiten der Kanone damals noch nicht höher bewertet wurden als die der Schleudermaschinen

geheimnisvollen Erfindung des Schießpulvers, die ersten Kanonen auf den Plan traten, da war es nun durchaus nicht so, daß diese neue Waffe den bis dahin üblichen „Geschützen" sogleich haushoch überlegen war. In den Ritterheeren hatten es die Schleuderschützen damals nämlich gerade zu einer außerordentlichen Fertigkeit, d. h. zu verhältnismäßig großen Schußweiten und einer hohen Treffsicherheit, gebracht. Und in beiden Beziehungen konnten die ersten „Donnerbüchsen" (so nannte man die ersten Kanonen bald) zunächst nicht mit. Trotzdem setzten sie sich sehr schnell durch. Der Grund? Jener Name „Donnerbüchse" verrät ihn; denn was den ersten Kanonenkugeln an Reichweite und Treffsicherheit abging, das ersetzten die Rohre durch die furchtbare Wirkung des Abschusses, durch Donner und Blitz! Mit gewaltigem Krach, der den Erdboden erzittern machte, gingen sie los, Feuer und Qualm spien sie dem Feinde entgegen und lösten schon dadurch Furcht und Entsetzen aus.

Es waren gewaltige Pulvermengen, die man in den ersten Kanonen, den „Wurfkesseln" oder „Mörsern", zur Explosion und damit zur Entfaltung einer Kraft brachte, die das Geschoß vorwärts trieb. Diese Mörser hatten oft eine Rohrweite bis zu 80 Zentimeter! Und dementsprechend schoß man mit wahrhaft riesigen Kugeln, die übrigens anfangs genau wie die Geschosse der Schleudermaschinen aus

Auf dieser Darstellung aus dem Jahre 1475 kann man sehen, wie eine Kompanie Armbrustschützen die ersten Handfeuerwaffen bewundert

Stein waren und in erster Linie auch demselben Zweck, nämlich der Zerstörung von Befestigungsmauern, dienten. So hatte z. B. die berühmte „Faule Grete", die in Wirklichkeit faule Mette hieß, jenes Geschütz, das im Jahre 1411 der erste brandenburgische Kurfürst im Kampf gegen die Raubritter verwandte, ein Kaliber von 66,7 cm; die Steinkugeln wogen 375 kg; um eine derartige Riesenkugel abzuschießen, brauchte man bis zu 70 Pfund Pulver! — Die größte Kanonenkugel aus Stein aber, die

Geschützgießerei um das Jahr 1600. Im Hintergrund wird eine Festung mit Kanonen beschossen. Gleichzeitig fliegt gerade der Pulverturm in die Luft

man aus damaliger Zeit kennt, hatte das phantastische Gewicht von 733 kg, also annähernd dreiviertel Tonnen!! Bei den ersten Pulvergeschützen handelte es sich somit um ausgesprochen schwere Artillerie. Als man es dann immer besser lernte, haltbare Geschütze zu gießen, wurden deren Rohre länger und länger. Aus dem kurzen „Mörser" wurde die „Feldschlange" und damit eigentlich erst ein richtiges Kanonenrohr. Bereits um das Jahr 1470 kamen dann die ersten eisernen Kanonenkugeln in Gebrauch. Diese wurden später häufig in glühendem Zustande abgeschossen. Daneben verwendete man aber auch — gläserne Kanonenkugeln; ferner schoß man gelegentlich mit sogenannten Kettenkugeln, das heißt mit mehreren kettenartig miteinander verbundenen Kugeln oder auch überhaupt mit richtigen eisernen Ketten. — Die Schußweite der alten Feldschlangen betrug im Höchstfalle 450 Schritt; doch konnte selbst bei geringerer „Fernwirkung" von einer Zielsicherheit kaum die Rede sein. — Eine besondere Wirkung hatte dagegen der sogenannte „Göllschuß", der gegen Ende des 17. Jahrhunderts unter dem Namen „Rikoschettschuß" neuerlich in Gebrauch kam: „Ein erschrecklicher Schuß, der über hundert Sprünge tut", heißt es von ihm in einer alten Beschreibung. Er bestand also darin, daß man die Kugel mit großer Gewalt so abfeuerte, daß sie beim Auftreffen auf festen Boden noch eine Reihe von Sprüngen ausführte und dadurch in der Lage war, bis tief in die feindlichen Schlachtreihen einzudringen und diese auseinanderzutreiben. — Einen noch größeren Erfolg versprach man sich zeitweilig von den sogenannten „Orgelkanonen". Bei diesen war eine größere Anzahl Kanonenrohre gewissermaßen „zusammengebündelt" und wurde gleichzeitig abgeschossen. Doch kam man später von diesen eigenartigen Kanonen — die in gewisser Weise als die Vorläufer des Maschinengewehres angesehen werden können — wieder ab und wandte sich mehr und mehr der Aufgabe zu, das Einrohrgeschütz sowohl in bezug auf Reichweite und Zielsicherheit, als auch vor allem hinsichtlich der Feuergeschwindigkeit zu verbessern.

Und da ist es in erster Linie Friedrich der Große gewesen, der seine Artillerie von einer Hilfswaffe zur Hauptwaffe machte. Seine schweren Geschütze schossen sechspfündige Kugeln schon bis auf 1300 Meter; und seine kleinen Geschütze, die sogenannten „Bataillonsstücke", entwickelten eine Feuergeschwindigkeit von vier Schuß in der Minute! Das war gegenüber den alten Feldschlangen eine gewaltige Verbesserung, ganz zu schweigen natürlich von vielen sonstigen Vervollkommnungen der Geschütze, auf die wir hier nicht näher eingehen können.

Es hat also immerhin rund 400 Jahre gedauert, bis die Kanonen so weit entwickelt waren, daß sie — wie es uns die Siege des großen Preußenkönigs beweisen — entscheidend in eine Schlacht eingreifen konnten.

Auch die Handfeuerwaffen hatten eine entsprechend lange „Entwicklungszeit" durchzumachen. An ihren Ursprung erinnert noch heute der Musketier, d. h. also der Musketenträger. Jedoch waren die Musketen nicht die ersten „Gewehre", die es gegeben hat. Vielmehr beschäftigte man sich schon kurz nach der Erfindung des Pulvers und der Kanone mit der Frage, ob es möglich sei, letztere so zu konstruieren, daß sie von einem Soldaten getragen werden könnte, genau so, wie das bei einer Armbrust der Fall war. Kanone und Armbrust sind es also gewesen, die bei der Geburt des „Gewehrs" Pate gestanden haben. Aber auch zu dem Blasrohr und seiner Technik steht das Pulvergewehr in Beziehung, worauf ja die spätere Erfindung des Luftgewehrs hinweist.

Die ersten Gewehre, Wallbüchsen genannt, mußten vom Soldaten meist noch auf einer kleinen Karre mitgeführt werden. Sie bestanden einfach aus einem „Feuerrohr", dessen Ladung mit Hilfe einer glimmenden Lunte zur Entzündung gebracht wurde. Später kam dann die „Hakenbüchse" auf, so genannt, weil sie an ihrer

Kleine Wunden schnell verbunden mit

Müheloses, rasches Verbinden mit Hansaplast-elastisch! Nur einen Streifen abschneiden, Gaze entfernen und den Verband auflegen, schon ist die Wunde hygienisch verschlossen.

Hansaplast elastisch

Der Name ist Hansa-plast. Bitte genau beachten!

Mündung einen Haken hatte, mit dem man sie auf der Mauer festmachte, so daß der beim Abschuß erfolgende Rückstoß nun nicht mehr so stark war. — Und schließlich wurde dann die Muskete erfunden, die der Soldat auf der Schulter mit sich trug. Wenn er aber damit schießen wollte, steckte er erst eine Gabelstange vor sich in die Erde, auf die er den Lauf seiner Muskete legte, um sicher zielen zu können.

Ein großer Fortschritt war es, als man statt der alten Luntenzündung (bei der der Schütze ja stets eine brennende Lunte mit sich führen mußte!) das Radschloß erfand. Bei diesem, das auch „Feuerschloß" genannt wurde, entstand durch Reibung eines geriffelten Stahlrades gegen Schwefelkies ein Funke, der auf eine Pulverpfanne sprang, von der aus durch einen Zündkanal die eigentliche Ladung in Brand gesetzt wurde. Dieses Radschloß war ähnlich einem Uhrwerk konstruiert und wurde mit einer seitlich an der Muskete angebrachten Kurbel vor jedem Schuß „aufgezogen". — Aus diesem Radschloß entstand dann später das Steinschloß, auch „Schnapphahnschloß" genannt. Wie sein Name sagt, „schnappte" ein „Hahn" (an dem sich ein Feuerstein befand) gegen den Deckel der Zündpfanne, wodurch ein Funke entstand, der nun wiederum erst das „Zündkraut" auf der Pfanne entzündete, durch den Zündkanal in den Lauf übersprang und dort die Ladung in Brand steckte ... So war es nicht nur bei den Gewehren, sondern auch bei den ersten Pistolen.

Übrigens wurden die Handfeuerwaffen von vorn geladen. Und das war ein äußerst umständliches Verfahren! Als daher der Deutsche Johann Nicolaus v. Dreyse daranging, die Zündung des alten Steinschloßgewehres zu verbessern, sah er sich zugleich vor der Aufgabe, die Frage der „Ladetechnik" neu zu lösen. Wie aber kam Dreyse überhaupt dazu, sich mit dem Problem der Handfeuerwaffe zu beschäftigen?

Als der 19jährige Dreyse, Sohn einer alten thüringischen Schlosserfamilie, wenige Tage nach der Schlacht von Jena und Auerstedt — die den Zusammenbruch der einst ruhmreichen preußischen Armee besiegelte — über das Schlachtfeld von Jena wanderte, sah er dort ungezählte Steinschloßgewehre herumliegen, die von den Soldaten fortgeworfen worden waren. Beim Anblick dieser schwerfälligen Waffen soll ihm der Gedanke fast wie eine Eingebung gekommen sein, daß er die Aufgabe hätte, ein verbessertes Infanteriegewehr zu schaffen, ein Gewehr, das imstande sein könnte, die Scharte von 1806 wieder auszuwetzen.

Und tatsächlich hat sich Dreyse dann sehr bald den praktischen Versuchen zugewandt, die schließlich zu dem Infanteriegewehr der Zukunft führten. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er dessen Werkstatt als selbständiger Meister und begann in zäher, unermüdlicher Arbeit seine Idee zu verwirklichen. Bei seinen Arbeiten kam ihm zu Hilfe, daß inzwischen statt der mechanischen Gewehrzündung, wie sie das Steinschloß bewirkte, die chemische Zündung erfunden worden war: Bei dieser schlägt ein Hammer auf ein pulvergefülltes Zündhütchen, dessen durch die Aufschlaghitze erzeugte Explosion dann wiederum als Flamme die eigentliche Gewehrladung entzündet.

Die erste Verbesserung, die Dreyse vornahm, war die, daß er die Explosion in dem Zündhütchen nicht durch Schlag, sondern durch Reibung bewirkte, und zwar mit Hilfe einer Metallnadel, die in das Zündmittel hineingetrieben wurde. Nach dieser Nadel — die freilich nur den ersten Anfang der Dreyseschen Erfindung darstellt — hat sein späteres Werk den Namen „Zündnadelgewehr" erhalten und behalten. Viel wesentlicher war, daß Dreyse mit seiner Arbeit an der Zündung eine Verbesserung der gesamten Gewehrkonstruktion verband. Er erkannte, daß es zur schnelleren Betätigung eines Gewehres unbedingt notwendig sei, dieses nicht wie bisher von vorn, sondern von hinten zu laden, und brachte es fertig, das Gewehrschloß so zu gestalten, daß man eine Patrone von hinten in den Lauf schieben konnte!

Im Jahre 1840 war es so weit, daß Dreyse seinen Hinterlader vor einer königlich-preußischen Prüfungskommission in der Hasenheide bei Berlin vorführen konnte. Als die anwesenden Herren, die der Erfindung mehr als skeptisch gegenüberstanden, sahen, daß Dreyse nicht weniger als 100 Patronen, die er hintereinander verschießen lassen wollte, mitgebracht hatte, da lächelten sie überlegen. Sie meinten, daß nach höchstens zehn Schuß das Gewehr explodieren müßte! — Aber: das Gewehr explodierte nicht! Der Schütze Dreyses feuerte Schuß auf Schuß ab. Und die Gesichter der kritischen Herren wurden, wie Dreyse selbst berichtet, länger und länger. Als in zehn Minuten etwa 50 Schuß abgegeben waren, mußte der Schütze eine Pause machen; denn der Gewehrlauf war so heiß, daß er sich daran die Finger verbrannte.

Als schließlich die Prüfung fortgesetzt werden konnte und auch noch der restliche Patronenvorrat verschossen war, hatte Dreyses Erfindung gesiegt. Abgesehen von der Zuverlässigkeit der neuen Waffe, hatten die Versuche auch ihre Überlegenheit über den Vorderlader bewiesen: Die Ladegeschwindigkeit war mehr als dreimal so schnell, und so verfügte noch im gleichen Jahr König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in seiner berühmten Kabinettsorder vom 4. Dezember 1840 die Einführung von zunächst 60 000 Stück des Dreyseschen Zündnadelgewehrs, das — natürlich in mancherlei Weise verbessert — die Grundlage unseres heutigen Infanteriegewehrs bildet. — Die „Schießmaschine" in ihrer neuzeitlichen Form gehört also mit zu den ersten Erfindungen des „Maschinenzeitalters", das im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts die Welt zu verwandeln begann.

Melodie des Lebens

(Fortsetzung von Seite 3)

springen vermochte. So beteiligte er sich nicht an den Gesprächen über dieses oder jenes, und wo er ein Wort sagte, war es hastig hingestoßen, und er fühlte selbst, wie unpassend und ungeeignet es war, ihm den Weg zu den anderen und zu der Welt zu öffnen. Darüber verfiel er in Brüten, als müsse er sich selbst die Schuld geben.

So kam er ins Lazarett. Es empfing ihn die Behaglichkeit eines genauen Stundenplanes, die Regelmäßigkeit von Schlaf und Wachen, aber aus seinem Kummer, aus seiner Einsamkeit kam er nicht heraus.

Der Arzt und die Pflegerinnen wußten um seine Absonderlichkeit. Sie empfanden die Schwere seines Geschickes, das ihn nicht nur seines Fußes, sondern seiner Fröhlichkeit beraubt hatte. Jeder überlegte, wie man einen Zugang finden könnte zu seinem Herzen. Schließlich meinte man, daß die Zeit die beste Heilerin sei.

Da kamen eines Tages Mädchen ins Lazarett. Beladen mit Blumensträußen und durchdrungen von dem Gefühl, Freude zu verbreiten. Nicht daß sie es sich vorgenommen hatten. Aber es schien, als seien Freude und das Leben selbst in sie gefahren, daß ein Hauch von Belebung, ohne daß sie es wußten, von ihnen ausging. Der Arzt sagte: „Wir haben da einen schwierigen Fall. Geht doch einmal dorthin." Und dann standen die jungen Mädchen in der Tür. Sie machten, was sie sich vorgenommen hatten zu tun: Sie brachten Blumen, stellten sich auf und sangen und spielten.

Aber da war unter den Mädchen eines, das sich angerührt fühlte von dem Blick des jungen Soldaten. Sie mochte fühlen, daß manches nicht mit Musik zu vertreiben ist, so daß sie die Kameradinnen hinausschickte und sich selbst zu dem jungen Soldaten an das Bett setzte. Sie wußte nicht recht, was sie sagen sollte, so sehr hatte sie das Begreifen seiner Schweigsamkeit angerührt. Was sie sagte, war also nicht überlegt, vielmehr schwankte sie selbst zwischen Verlegenheit und Offenheit. Schließlich hinterließ sie nichts als ihr Versprechen, ihn bald wieder zu besuchen.

Hinterließ sie nicht doch mehr? Der Soldat, in sein gewohntes Schweigen verfallen, konnte es sich selbst nicht eingestehen, daß doch etwas von diesem Mädchen ausgegangen sei. Er spürte nur bald, daß es gut sei, wenn sie wieder käme. Und als er sich dies eingestanden hatte, überfiel ihn die Vorstellung, daß er sich gar freuen würde. So war doch etwas zu seinem Herzen gedrungen?

Das Mädchen kam wieder. Hannelore hieß sie. Aber das war nicht wichtig. Oder doch? Denn flüsterte er diesen Namen, als sie wieder gegangen war, nicht wie einen Namen, hinter dem

sich sein ganzes Leben verbarg? — So kamen die Mädchen öfter. Man konnte sie schon auf dem Gange lachen hören, bis ihre Lustigkeit vor seiner Tür um einen Grad leiser wurde, so als läge darin die Ehrfurcht vor dem soldatischen Schicksal, dem auch sie sich unterwarfen. Und sie spielten. Die Musik füllte den Raum, und Ton um Ton klang dem Soldaten voller im Ohr, und das Herz gab schließlich ein Echo. Die Melodie des Lebens war es, die er vernahm, und von seinem Herzen fiel ab, was es so lange umgürtet hatte.

Die Stunde, die man nicht gerufen hat (Fortsetzung von Seite 11)

hatte. Wir kannten sie alle, denn er war so jung, daß er uns die Bilder von ihr zeigte. ‚So eine Frau müßt ihr heiraten', hatte er gesagt. Ich weiß nicht, ob du verstehst, was mir das alles bedeutet. Jeder Mann in seiner Kompanie war wie sein eigener Sohn, und er war doch erst selbst zweiundzwanzig Jahre alt. Und als die ersten Männer fielen, trauerte er um jeden, der gefallen war. Hier waren es drei, dort waren es fünf, dann war es wieder einer. Er ließ das, was jeder von ihnen zurückließ, auf einen Wagen packen und sagte: ‚Wenn ich nach Hause komme, so benutze ich meinen ersten Urlaub und bringe den Eltern die Sachen selbst und erzähle ihnen, wie ihr Sohn gefallen ist. Ja, das will ich tun', hatte er gesagt, aber dazu ist er nie gekommen, denn er ist eines Tages selbst gefallen."

Wir lagen auf unseren Strohsäcken. Ich starrte an die Decke, die nach russischer Sitte mit Zeitungen verklebt war. Ich starrte in das Gesicht Stalins, der im Kreise seiner Kommissare fotografiert war. Aber das Zeitungspapier war vergilbt, und ich erkannte Stalin eigentlich nur an seinem Bart. Draußen rollte ab und zu die Front, und das Geräusch von Flugzeugen war ein paarmal in der Luft.

Im Zimmer aber saß auf einer umgedrehten Kiste unser Kamerad Willi, bei aller Aufgelöstheit ruhig, bei aller Laune tiefernst.

Er sagte: „Sieh, Herbert, das werde ich nie vergessen, wie den kleinen Funker ein Volltreffer erwischte und er kaum seinen schweren Apparat aus den Händen geben wollte, so als hätte er gar nicht das Empfinden für die Schwere seiner Verletzung. Und dann der Sturmmann, den wir mit einem Bauchschuß zurückbrachten, und der nur sagte, er habe sein Gewehr liegen gelassen, er könnte doch sein Gewehr nicht liegen lassen."

So zog der Reigen der Gesichter an ihm vorbei, und die Toten waren wieder lebendig und saßen um ihn herum, als wären sie niemals gefallen. Und ich, der diese Zwiesprache hörte, wußte plötzlich, daß es die schönste Art für einen Gefallenen ist, so im Herzen des Kameraden weiter zu leben. Und sie kamen herauf aus dem Dämmer der Vergangenheit, gleich Träumen und gleich unwirklichen Bildern, bis die Stunde vorüber war, die Stunde, die ungerufen kam.

Es war dann ganz ruhig im Raum. Der junge Soldat schwieg, als sei er mit allen Gesprächen bis auf den tiefsten Punkt angelangt. Er stand noch eine Weile im Raum, bis im Rhythmus seiner Herzschläge die ungewöhnliche Stimmung entwich. Aber er sagte kein Wort mehr, als sei eben diese Stimmung in Stummheit ertränkt. Er rollte seine Decke aus und stieß mit dem Fuß die Kerze um, daß sie verlöschte.

Es war ganz still, nur fern rollte ab und zu der Donner der Geschütze.

Die Aufnahmen stammen von: Reichsbildstelle der HJ. (11), Rondophot (2), Atlantic (1), Werhag Bilderdienst (4), Giegold-Schilling (1). Barbara Soltmann (1), Doris Haase-Paschke (2), Rudolf Wittig (1), Baumann (2), Weltbild (1), Walter Risch (6), Historia-Photo (1), Archiv (3), Ufa (1).
Die Zeichnung stammt von Pinke.
Graphische Gestaltung: Rudolf Breidenstein

Hauptschriftleiter: Herbert Reinecker, Berlin. Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Zweigniederlassung Berlin SW 68. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig.

Trinkt Sinalco

Seit 4 Jahrzehnten das volkstümliche Getränk

Prämiiert auf Welt- und Reichsausstellungen

SINALCO AKTIENGESELLSCHAFT DETMOLD

ASTRON

Fahrrad-Dynamo-Licht

Neu: Sicherungs-Verschraubung für Diebstahlschutz.

Prospekte über das große Astron-Programm durch Händler und Astron Elektro-Industrie A. Hoessle, Stuttgart-W., Rotebühlstraße 98

Irrtum einer vergangenen Zeit

Der sonst schätzenswerte Philipp Pfaff*) warnte vor dem öfteren Gebrauch der Zahnbürste. Er meinte, daß „durch das übertriebene fleissige Bürsten" das Zahnfleisch gereizt und damit die Zähne gelokkert würden. Aber zur „Reinigkeit" seien die Zahnbürsten notwendig „und wenn man sich derselben alle 14 Tage einmal bedient, so kann ich es wohl passiren lassen".

Inzwischen haben wir einiges dazu gelernt: wir putzen uns die Zähne am besten zweimal täglich: morgens und abends, wenn möglich mit Blendax, der vorzüglichen und preiswerten Zahnpasta.

*) Abhandlung von den Zähnen des menschlichen Körpers und deren Krankheiten, Berlin 1756.

Blendax Zahnpasta 25 ₰ Blendax 45 ₰

Wirksam gegen Ansatz von Zahnstein

Anzeigentexte u. Druckstöcke bitte nur an folgende Anschrift zu senden:

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. G. m. b. H.
Anzeigenabteilung „Junge Welt"
Berlin SW 68, Zimmerstr. 89-91

Das ist der SIEG

Briefe des Glaubens in Aufbruch und Krieg

Robert Hohlbaum: „ . . . Es sind Briefe des Glaubens, eines Glaubens, der Berge versetzt und Wunder vollbringt, Briefe, nicht für den Druck geschrieben, und daher von um so ergreifenderer Schlichtheit und Unmittelbarkeit, Briefe aller Stände und Schichten, Briefe von jung und alt. Ein ganzes Volk schreibt hier. Was diesem Buch trotz seiner bunten Vielfalt die große Einheitlichkeit, was diesem polyphonen Werk den Orgelton gibt, das ist der Glaube an Deutschland und das Bekenntnis zu ihm, das hier aus allen Teilen des Vaterlandes, aus Front und Heimat uns entgegenklingt. Es ist aber auch die wunderbare Gewißheit, daß uns dieses Deutschland kein in seiner Vielfalt mehr verwirrender Begriff ist wie früher, den nur die höchsten Geister wahrhaft erfassen konnten, sondern daß alles Gute und Große, das aus diesem Wort immer zu uns sprach, heute in einem Manne vereint ist, daß wir des Wunders teilhaft werden, alles Unbegreifliche in einem Menschenherzen und -geist vereint zu sehen."

Zu beziehen ist das Buch für 1,— RM. (geb. 2,40 RM.) durch jede Buchhandlung und den

ZENTRALVERLAG DER NSDAP. FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H., BERLIN SW 68.

EM-GE ist das, was Sie suchen!

Luftgewehre und Luftpistolen als Einzel- und Mehrlader mit vorzügl. Schußleistung

STARTPISTOLEN

Lieferung nach Kriegsende durch d. Fachhdl.

Moritz & Gerstenberger
Waffenfabrik
Zella-Mehlis 8 (Thüringen)

Bei jedem **POSTAMT** *kann ich meine* **ERSPARNISSE** *einzahlen und abheben!*

STEENBERG

Die Postsparkasse bietet vor allem während der Reise bequeme Ein- und Rückzahlungsmöglichkeiten. Wer ein Postsparbuch hat, ist vor Schäden durch Verlust oder Diebstahl geschützt und kann nicht in Geldverlegenheit kommen. Das Postsparbuch hat viele Millionen Freunde. Werden auch Sie Postsparer, Sie werden es nicht bereuen!

Verlangen Sie noch heute von Ihrem Postamt die Anleitung für Postsparer

POSTSPAREN *heisst bequem sparen!*

DEUTSCHE REICHSPOST · POSTSPARKASSENDIENST

Erfinder brechen die Blockade

Von Anton Zischka. Diese Broschüre ist als Band I der Gruppe II: „Deutsche Arbeit", in der Schriftenreihe der NSDAP. erschienen und soll dem deutschen Volksgenossen die ihn im heutigen Schicksalskampf besonders bewegenden Lebensfragen beantworten und ihm ein selbständiges und politisch sicheres Urteil über die gegenwärtige Lage ermöglichen.

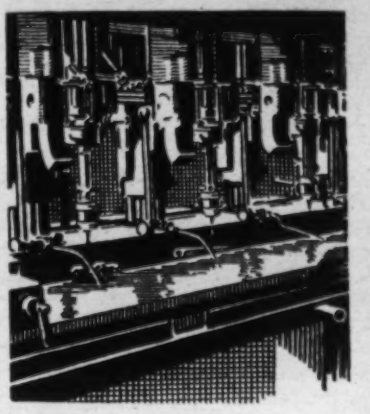
Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., Berlin.

Sie ist bekannt in Stadt und Land die weltberühmte **„Sybilla Brand".**

Reichhaltiger Katalog 6 umsonst.

Leichte An- und Abzahlung.-Viele, viele Anerkennungen.

Josefine Ranft
Pausa i. V. 4.



An diesen Maschinen entstehen die

Walther-Waffen!

Diese wertvollen Maschinen dienen jetzt kriegswichtigen Aufgaben. Nach dem Krieg werden an ihnen wieder die Walther-Waffen entstehen.

WALTHER

Die Waffe der Erfolgreichen nach dem Krieg wieder beim Fachhandel

Carl Walther, Waffenfabrik
Zella-Mehlis Thür. Nr. C/36

Was schon früher von ihm gesagt wurde, gilt heute erst recht: Der Kenner ißt den **VELVETA** ohne Butter; dabei kommt sein feiner Geschmack noch besser zur Geltung. Obendrein ist er butterzart streichbar und deshalb besonders ausgiebig.

HAENEL-Luftgewehre

„Sportmodell 33 und 33 jun."

Die idealen Waffen für Schulung und Sport

Von der Reichsjugendführung begutachtet u. zur Einführung empfohlen

Interessante Druckschriften 103 durch

C. G. Haenel, Suhl
Waffenfabrik

Unser Liederbuch

Lieder der Hitler-Jugend

Herausgegeben vom Kulturamt der Reichsjugendführung mit Geleitwort des Reichsstatthalters Baldur von Schirach. Bearbeitet von Wolfgang Stumme, Musikreferent der Reichsjugendführung

262 Lieder mit Noten

280 Seiten

Kartoniert RM. 2,—

Leinen RM. 2,50

Erhältlich in jeder Buchhandlung

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., München - Berlin

Hitler-Jugend-Bekleidung

lieferbar
nur gegen einzusendende Bezugscheine

Schi-Hosen
Gr. 38, 40, 42 15,10
Gr. 44, 46, 48 17,60
Gr. 50, 52,— 20,90

Winterblusen
Gr. 38, 40, 42 14,35
Gr. 44, 46, 48 15,60

Schi-Mützen 3,50

HJ.-Braunhemd
Gr. 75.....4,87
Gr. 80.....5,13
Gr. 85.....5,65
Gr. 90.....5,65
Gr. 95.....6,24
Gr. 100.....6,56
Gr. 105.....6,56
Gr. 110.....7,08

Genua-Cord-Hosen
Gr. 38, 40, 42 8,50
Gr. 44, 46, 48 9,50

Tuch-Breeches 18,50

HJ.-Führ.-Mütze 10,50

HJ.-Trikot
Extra-Rock ..65,—

Braunhemd, 2Kragen
7,50 u. 11,90

BDM.-Westen, gefütt.
Gr. 38, 40, 42 14,—
Gr. 44, 46, 48 15,50

BDM.-Blusen ...4,50

Achtung!!
Auf Dienststellenbescheinigung noch lieferbar kleine

Genua-Cord-Hosen
Gr. 10, 11, 12 7,45

Sommerhosen
Gr. 10, 11, 12 6,—

Uniform-Degner
Berlin SW 11, Saarlandstr. 105
Versand erfolgt nur per Nachnahme und gegen Bezugscheine

Lest den „J. B."

KURZSCHRIFT
Anfänger bis 80 Silben in der Minute. Eilschrift. Förderung bis zur Redeaufnahme

MASCHINENSCHREIBEN
Anfänger bald hohe Leistungen. Leistungssteigerung für Fortgeschrittene. Briefe schön herstellen

DEUTSCH, ABER RICHTIG!
Fremdsprachen-Kurzschriften. Verlangen Sie umsonst Aufklärung über den Unterricht. Prospekt 10 »Was sagen Hunderte meiner Schüler«

SCHELLHAMMER-KURZSCHRIFT-BRIEFUNTERRICHT-BERLIN-GRUNEW.

Schuhe wollen **Collonil**

Auch Vati hat mehr Freude an guten Aufnahmen. Deshalb den Perutz-Film nicht gedankenlos verknipsen, sondern alle Motive mit Sorgfalt wählen.
PERUTZ
PERUTZ
PERUTZ

„KK" Wehrsport-Gewehr

Nach dem Kriege wieder durch den Fachhandel zu beziehen

Um das Erbe Großbritanniens. Zur Wandlung der politischen Struktur der Übersee. A. Sanders. Die Frage nach der kommenden politischen Organisation der Übersee und dem Verhältnis zwischen Kontinent und Übersee, also das Problem des Erbes des britischen Weltstaates, wird hier in großen Linien aufgezeigt, wie sie sich dem zeitgenössischen Auge darbietet. Leinen RM. 3,80 Erhältl. in jeder Buchhandlung. **Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf. München**

Spielmannszüge
durch mein
Spezialangebot
Zahlr. Anerkennung. von MSF., SS. usw.
Günst. Teilzahlung
Äußerst bill. Preislage
Fordern Sie Katal. 9 kostenlos.
Josefine Ranft
Pausa i. V.

HESS-Harmonikas u. Musikinstrumente
Versand an Private

Liste der jetzt lieferbaren Instr. umsonst

Alle Musik von **Hess** Nachf.
Klingenthal-Sa. 5

Unerschrockenheit

Die höchste körperliche Kraftentfaltung bei den Turnieren der Ritter entsprang dem Ehrgeiz, sich durch Unerschrockenheit und Ausdauer auszuzeichnen. Zu diesen Eigenschaften erzieht sich heute die deutsche Jugend durch die Schießausbildung mit der Kleinkaliber-Büchse beim Wehrsport

ERMA

ERMA-B. GEIPEL-GMBH
ERFURT

Tell und Mars

Luftwaffen

VENUS-WAFFENWERK
Inh.: Dipl.-Ing. WILH. FOSS
ZELLA-MEHLIS

Alle wichtigen Teile der schnellen und formschönen NSU-Quick, Motor und Getriebe, Rahmen und Gabel, werden bei NSU aus einem Guß hergestellt

Das Herz der NSU-Quick, der 100-ccm-NSU-Zweitaktmotor, leistet 3 PS, ist schnell in der Ebene und kräftig am Berg ...

Hunderttausend kluge Leute fahren heute schon NSU-Quick, sind überall pünktlich und sparen Zeit ...

Vor allem aber sparen sie Geld, denn 1 Kilometer kostet auf NSU-Quick nicht ganz 1 Pfennig.

DEUTSCHES REICH 1 REICHSPFENNIG

NSU QUICK

NSU

NSU WERKE AKTIENGESELLSCHAFT NECKARSULM

Laut lesen und weitererzählen!

Ich helfe Ihnen weiter.

Kurzschrift

(Stenografie) brieflich zu lernen ist wirklich sehr leicht! Herr Joseph Staudigl, Studienrat am alten Gymnasium in Regensburg, schrieb am 13. 2. 38: „Ich halte Ihre Unterrichtsmethode für ausgezeichnet. Wenn jemand sich genau an den von Ihnen aufgestellten Übungsplan hält, so muß er, ob er will oder nicht, ein tüchtiger Stenograph werden." — Der Abiturient Karl Ditsche in Friedewalde schrieb am 7. 8. 40: „Schon nach 8 Monaten hatte ich eine Schreibgeschwindigkeit von 120 Silben pro Minute erreicht." Mit der neuen amtlichen Deutschen Kurzschrift kann der Geübte so schnell schreiben wie ein Redner spricht! — 500 Berufe sind unter unseren begeisterten Fernschülern vertreten. Sie lernen bequem zu Hause unter der sicheren Führung von staatl. geprüft. Lehrern! Das Arbeitstempo bestimmen Sie selbst! Alle Lehrmittel werden Ihr Eigentum! Bitte, senden Sie sof. in off. Umschl. diese Anzeige ein (3 Pf. Porto).

Privater Kurzschrift-Fernunterricht
E. Spiekermann, Berlin-Pankow Nr. 172 B

Bitte senden Sie mir ganz umsonst und unverbindl. 5000 Worte Auskunft mit den glänz. Urteilen von Fachleuten u. Schülern!

Vor- u. Zuname: .....

Ort und Straße: .....

Kennen Sie die Hintergründe der heutigen weltpolitischen Lage? Die „Schriftenreihe der NSDAP." wird Ihnen Auskunft geben
Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Berlin